
Biblioteka
U. M. K.
Toruń
226146
II
315

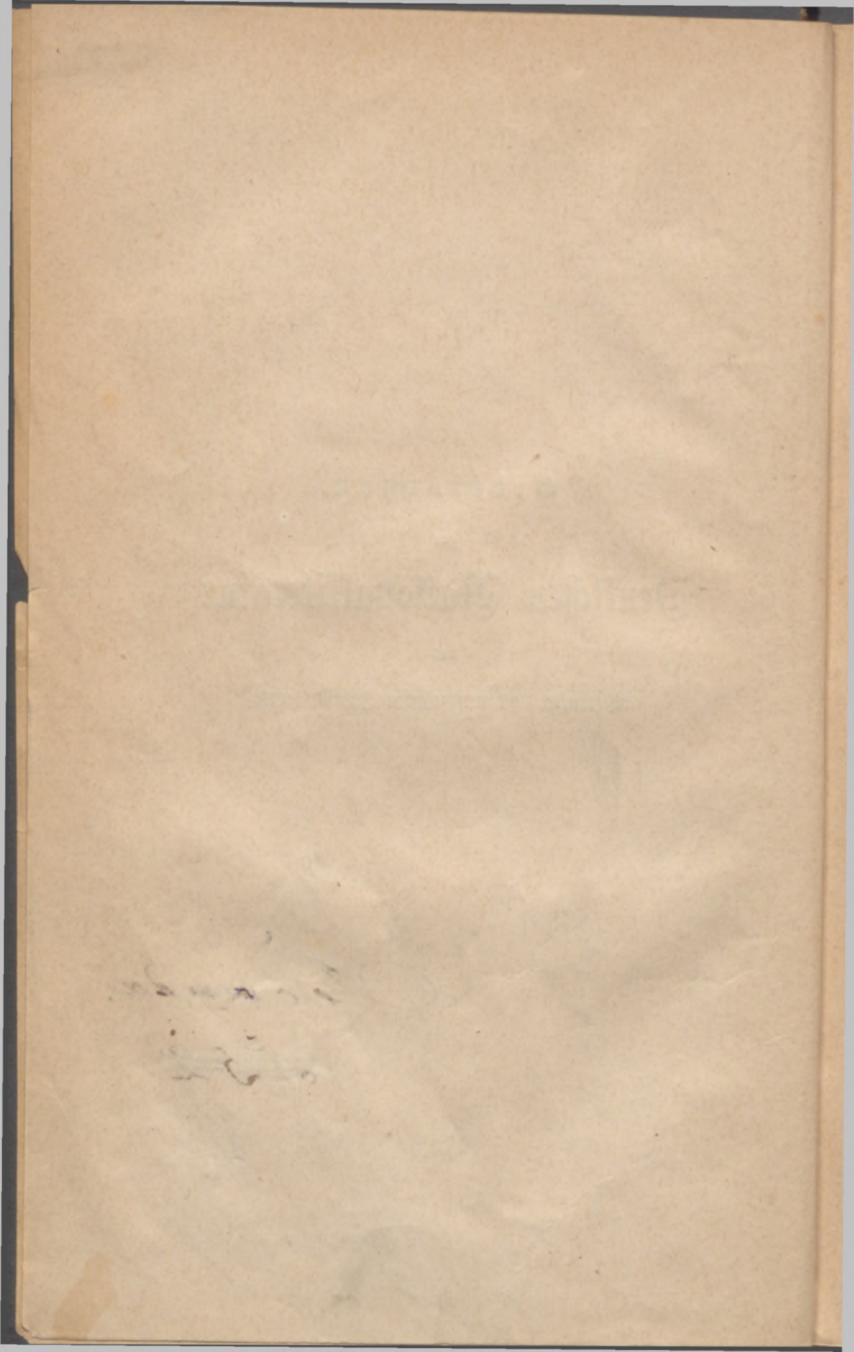
Bibliothek

der

Deutschen Nationalliteratur

des

achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.



Fabeln und Erzählungen.

Geistliche Oden und Lieder.

Von

Christian Fürchtegott Gellert.

Mit Einleitung herausgegeben

von

Karl Biedermann.





Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1871.


BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

Christian Fürchtegott Gellert.

Unter den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts ist einer, dessen Name zwar noch mit einer gewissen angeerbten Pietät genannt wird, dessen Andenken man aus eben dieser Pietät durch Denkmäler, die man ihm in seiner Vaterstadt und an der hauptsächlichsten Stätte seines Wirkens, in Leipzig, gesetzt, und vielerorten auch durch eine Feier seines hundertjährigen Todestages am 12. December 1869 geehrt hat, von dessen zahlreichen und vormals vielverbreiteten Schriften aber die meisten längst vergessen sind und nur ein kleiner Theil noch gelesen wird, auch dieser mehr wie ein interessantes Ueberbleibsel einer weit hinter uns liegenden Culturperiode, als mit jener ewig frischen, lebendigen Theilnahme, womit man noch heute die Schöpfungen unserer classischen Literatur studirt.

Und doch war dieser Schriftsteller in der Zeit, wo er lebte, so angesehen und beliebt, so einflußreich durch seine Schriften und im persönlichen Verkehr, so schwärmerisch verehrt von einem großen Kreise von Anhängern aus allen Klassen der Gesellschaft, hohen und niedern, gebildeten und ungebildeten, in fast allen Gegenden Deutschlands, ja über dessen Grenzen hinaus, wie selbst von unsern Classikern in solcher Weise es bei seinen Lebzeiten kaum einer gewesen ist.

Der Mann, den wir meinen, ist Christian Fürchtegott Gellert, der Dichter der „Fabeln" und der „Geistlichen Lieder".

Er war der Sohn eines Predigers in dem kleinen Städtchen Hainichen im sächsischen Erzgebirge, wo er am 4. Juli 1715 das Licht der Welt erblickte. Von früh auf kränklich und von schwächlicher Constitution, wollte er sich dem väterlichen Berufe widmen und studirte, nachdem er auf der Fürstenschule zu Meißen seine Vor-

bildung erhalten, in Leipzig von 1730—34 Philosophie und Theologie. Allein seine Versuche im Predigen scheiterten dergestalt an seiner Aengstlichkeit, daß er sein Vorhaben aufgab und sich einer andern, seiner Eigenthümlichkeit besser zusagenden Art lehrhafter Thätigkeit zuwendete.

Als Hofmeister eines jungen Mannes, den er, wie das damals Sitte war, zur Universität begleitete, kam er schon 1739 nach Leipzig zurück. Hier traf er einen Kreis jugendlicher Alters- und Strebegenossen, mit denen er zuvor theils auf der Schule, theils schon in Leipzig zusammen gewesen war, wieder an. Durch Gottsched, der damals noch auf der Höhe seines Ansehens und seines Einflusses stand, wurden die lebhaftern Geister unter der studirenden Jugend zum Schriftstellern und Dichten angetrieben. Auch Gellert und seine Freunde warfen sich in diese Bahn. Sie lieferten allerhand kleine Beiträge, poetische und philosophische, zu einer von einem Schüler Gottsched's, dem Magister Schwabe, herausgegebenen Zeitschrift, den „Belustigungen des Verstandes und Witzes". Hier erschienen Gellert's erste Versuche in der Fabel und der moralischen Erzählung, welche durch ihren natürlichen und muntern Stil, durch die harmlose Satire und die sittliche Wärme, welche darin vorwalteten, Aufsehen erregten und Beifall fanden. Dieser jüngere Kreis, den die steife und hochtrabende Schreibweise Gottsched's abstieß, sagte sich bald auch äußerlich von demselben los, indem er sich ein eigenes literarisches Organ schuf, die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", die seit 1744 in Leipzig und Bremen herauskamen und von letzterem Verlagsorte gewöhnlich kurzweg „Bremer Beiträge" genannt werden. Auch hier zeichneten sich die Gellert'schen Arbeiten aus, besonders durch ihre eingehende Behandlung der verschiedenartigen Verhältnisse und Vorkommnisse des gewöhnlichen bürgerlichen und geselligen Lebens.

Von jetzt an entwickelte Gellert eine äußerst vielseitige und fruchtbare Thätigkeit, die er auch, trotz seiner zeitweilig sehr gesteigerten Kränklichkeit und einer dadurch erzeugten geistigen Verstimmung, bis zu seinem Tode (am 12. December 1769) ununterbrochen fortsetzte. Er hielt ästhetisch-literarische und moralische Vorlesungen an der Universität (erst als Privatdocent, später als Professor), die durch den Druck veröffentlicht wurden, gab auch noch bis in seine letzten Lebensjahre, wie wir von Goethe wissen, seinen Schülern praktische Anleitung zur Bildung ihres deutschen Stils. Daneben schrieb er (seit 1744) fürs Theater. Er führte hier eine ganz neue Klasse dramatischer Dichtungen nach dem Muster gewisser französischer Schriftsteller ein, die sogenannten rührenden Komödien, worin er ebenfalls Stoffe aus dem bürgerlichen Leben, besonders der sogenannten Mittelklassen, behandelte und auf die Veredlung des

Gefühls, die Verbesserung der Sitten, die Beseitigung moralischer Verirrungen und socialer Vorurtheile hinzuwirken suchte: „Die zärtlichen Schwestern“, „Das Los in der Lotterie“, „Die Betschwester“. Auch ein Schäferspiel dichtete er, „Das Band“. Sodann verfaßte er einen Roman, „Das Leben der schwedischen Gräfin von G.“. Ferner gab er „Trostgründe wider ein sieches Leben“ heraus und eine Sammlung „Geistlicher Lieder“, von denen sehr viele in die verschiedensten Gesangbücher übergegangen sind. Alsdann führte er von 1751 bis zu seinem Tode einen äußerst ausgebreiteten Briefwechsel, besonders auch mit mehrern Damen, welche seine begeisterten Anhängerinnen waren. Eine Sammlung solcher Briefe gab er als praktische Muster zur Bildung des Briefstils heraus. Und endlich wirkte er auch persönlich auf einen großen und sich immerfort erweiternden Kreis von Schülern und Verehrern, die ihn förmlich belagerten und Rath, Belehrung, Ermahnung oder Trost in den verschiedensten Lebenslagen von ihm verlangten.

Aus dieser kurzen Skizze seines Lebens und Wirkens geht schon hervor, daß Gellert nicht sowol ein Schriftsteller war, der durch Schwung der Phantasie und Schönheit der Form die Leser oder Hörer zu begeistern und künstlerisch vollendete Werke des Geschmacks zu schaffen suchte, als vielmehr ein solcher, der hauptsächlich durch den Inhalt seiner Schriften seine Zeitgenossen bilden, belehren, rühren, zugleich aber angenehm unterhalten wollte. Sein Zweck war mehr noch ein moralischer, als ein ästhetischer; er wünschte, wie er selbst sagte, „nicht blos den Geschmack, sondern auch das Herz seiner Leser oder Hörer zu bilden, besonders aber sie zu lehren, daß Frömmigkeit die Vergnügungen eines feinen Geschmacks erhöhe“.

Gellert war aufrichtig fromm, aber kein Frömmler. Sein Glaube schloß weder die „guten Werke“ noch das „Licht der Vernunft“ aus, suchte vielmehr mit jenen wie mit diesem sich zu durchdringen. In mehrern seiner Fabeln sowol, als auch ganz ausdrücklich in seiner „Betschwester“, züchtigte er mit strenger Satire das bloße Frommthun in Worten und das scheinheilige Wesen, dem es an der schönsten Frucht eines wahrhaft frommen Gemüths, der sanften, hülfreichen und gemeinnützigen Liebe, gebreche. Ebenso streng freilich war er nach der andern Seite gegen die flachen Geister, die sich damit brüsteten, nichts zu glauben und das, was andern heilig, zu verspotten, und die doch in der Stunde ernster Prüfung nicht selten von ihrer eingebildeten Stärke im Stich gelassen wurden, wie jener Freigeist in einer seiner Fabeln, der in der Todesangst sich von seiner frommen Magd belehren und bekehren läßt.

In den Zeiten wachsender Kränklichkeit und Hypochondrie, die namentlich in seinen letzten Lebensjahren zunahmen, neigte sich

Gellert wol bisweilen zu einer etwas pietistisch-kopfhängerischen, selbstquälerischen und trübseligen Lebensanschauung hin. Da führte er Tagebücher (wir besitzen noch eins von ihm aus dem Jahre 1761, das auch gedruckt erschienen ist), worin er seine Gewissensbeängstigungen aufzeichnete und sich damit quälte, daß er nicht oft und nicht inbrünstig genug bete. Allein solche Stimmungen waren doch mehr vorübergehende; im Grunde seines Wesens war er, trotz seines körperlichen Siechthums, welches ihn zu einem recht freien und frohen Lebensgenusse selten kommen ließ, dennoch von einer sanften Heiterkeit, ja sogar nicht ohne eine gewisse Schalkhaftigkeit, wie der Ton seiner Fabeln zeigt, von einer stillen Ergebung im Leid und einer dankbaren Empfänglichkeit für jede Freude, vor allem aber von einer rührenden Menschenliebe, Neigung zum Wohlthun, Duldsamkeit gegen fremde Eigenthümlichkeiten und Bereitheit zur Förderung des geistigen wie des leiblichen Wohlbefindens aller seiner Nächsten.

Diese Eigenschaften seines Wesens spiegeln sich auch in seinen Dichtungen ab, einestheils in den „Fabeln", anderntheils in den „Geistlichen Dichtungen", dort mehr nach ihren heitern, hier mehr nach ihren ernsten Seiten. Diesen im Leid ergebenen und für alles Gute dankbaren Sinn bekunden Lieder wie das: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte", das: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht", das vielgesungene: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank", u. a. In seinen Fabeln lehrt er eine heitere Lebensweisheit, die Kunst, sein Glück nicht in Aeußerlichkeiten, die so leicht täuschen, wie Ruhm oder Reichthum, sondern in treuer Pflichterfüllung und Zufriedenheit mit sich selbst zu finden. Aber er lehrt auch noch mehr: das ruhige Selbstgefühl des Mannes, der seine Pflicht thut, gegenüber dem aufgeblasenen Narren, der nur auf äußere Güter, wie hohe Geburt u. dgl., pocht, die Schätzung bürgerlichen Verdienstes, auch wenn es von keinem vornehmen Namen umglänzt ist, die Achtung der Menschenwürde in allen unsern Brüdern, auch den niedrigsten und verachtetsten, die religiöse Toleranz u. dgl. m.

Diese Vorurtheilslosigkeit in Bezug auf die Unterschiede sowol des Standes als der Religion ist ein weiterer bedeutsamer Zug in Gellert's Wesen, ein Zug, den wir erst dann ganz schätzen werden, wenn wir bedenken, wie groß und wie allgemein damals noch jene beiden Arten von Vorurtheilen waren, und wie Gellert selbst theils durch die ziemlich knappen Verhältnisse, aus denen er stammte, theils durch die vielen vornehmen Bekanntschaften, mit denen er verkehrte, leicht zu einer Ueberschätzung solcher Standesvorzüge, durch sein strenges Halten am lutherischen Glauben leicht zu einer Unduldsamkeit gegen Andersdenkende hätte verleitet werden können. Aber wenn er auch gern mit Vornehmen umging, ein natürliches Gefallen

an ihren feinern Sitten fand, ja auch eine gewisse Eitelkeit, von ihnen ausgezeichnet zu werden, nicht immer unterdrücken konnte, so verschloß er sich doch ebenso wenig dem Niedersten, der seinen Rath und seine Hülfe suchte oder auch nur des Glückes theilhaftig werden wollte, den allverehrten Mann zu sehen und zu sprechen; und wir dürfen es gern glauben, daß der einfach treuherzige Dank, den jener Bauer für die aus seinen Schriften gezogene Belehrung durch eine Fuhre Holz, welche er ihm brachte, oder jene Magd durch einen Kuß auf seine Hand ihm zollte, seinem Herzen ebenso wohlthaten, wie die ausgesuchten Schmeicheleien der adelichen Damen, die seinen Umgang suchten, die achtungsvollen Huldigungen, welche selbst regierende Fürsten und Fürstinnen, ein Friedrich August von Sachsen, eine Maria Theresia, selbst ein Friedrich II. von Preußen ihm darbrachten, oder die reichen Geschenke, mit denen vornehme Gönner von allerwärts her offen oder unerkannt ihn überhäuften. Während er diese Huldigungen annahm, scheute er sich doch nicht, den falschen Adelstolz, die ungerechte Ueberhebung der Vornehmen über die Geringern, den eiteln Schimmer kriegerischen Ruhmes, der auf bürgerliches Verdienst geringschätzig herabblickt, bald mit ernster Rüge, bald mit den Waffen der Satire und des Spottes anzugreifen und auf die Achtung der Menschenwürde auch im Niedrigsten mit sanfter Mahnung hinzuweisen. Er scheute sich nicht, in seiner Fabel „Der Held und der Reitknecht“ auszusprechen, daß der Reitknecht, der seines Herrn Vieh getreu in Acht genommen, mehr wahres Verdienst habe, als der Held, der in sieben Schlachten gesiegt; in einem Briefe an einen Baron diesen offen zu fragen: ob er nicht auch der Meinung sei, daß ein braver Nachtwächter ebenso gut und oft noch mehr verdiene, verewigt zu werden, als mancher große Mann; in seinem Roman die Heldin desselben, eine Gräfin, sagen zu lassen: „wie gering ist der Vorzug einer adelichen Geburt, wenn man ihn vernünftig betrachtet“; ja sogar — und das war in jener Zeit etwas ganz Außerordentliches — ein Mitglied der damals am meisten verachteten, verspotteten und wie rechtlos behandelten Klasse, einen Juden, nicht blos in christliche, sondern in adeliche Gesellschaft als geachtet und fast als gleichberechtigt einzuführen und in den Mund eben jener Gräfin Worte zu legen, welche noch in unserer Zeit manchem Gegner der völligen Judenemancipation kaum recht zu Sinne wollen, die Worte: „Vielleicht würden viele von diesem Volke bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeit noch mehr niederträchtig und betrügerisch machten und sie durch unsere Aufführung nöthigten, unsere Religion zu hassen!“

So ward Gellert, der schüchterne, ängstliche Mann, mit einem

an ihm doppelt bewundernswerthen Muthe der Apostel freier und aufgeklärter Ansichten über politische, sociale, religiöse Verhältnisse in einer Zeit, wo nur wenige so frei zu denken, noch viel wenigere frei zu sprechen wagten. Es war das natürliche menschliche Gefühl — oder, wie er selbst es wol nannte, das „gute, empfindliche Herz", was ihn zu solchen freimüthigen Aeußerungen antrieb, zu deren Bekenner und Vorkämpfer er sich machte — mitten in einer zum großen Theil noch in verknöcherten Vorurtheilen, verkünstelten Gesellschaftsformen, pedantischem Kirchen- und Gelehrtenthum befangenen Zeit. Mit eben diesem natürlichen Gefühl trat er, wie an jene größern socialen, so auch an die kleinern Verhältnisse des alltäglichen Lebens heran, suchte er die geselligen Umgangsformen leichter und gefälliger, die Bildung, besonders auch der Frauen, vielseitiger, die Beziehungen in Haus und Familie naturgemäßer, die Erziehung der Jugend einfacher und für den wahren Lebenszweck geeigneter zu gestalten. Darauf hin zielen seine akademischen Vorlesungen, seine kleinen Komödien, z. B. „Die zärtlichen Schwestern", ganz besonders auch sein sehr ausgebreiteter Briefwechsel, in welchem er nach allen Seiten die Grundsätze seiner Lebensauffassung und die Einflüsse seiner eigenen liebenswürdigen, milden, bescheidenen und durch und durch edeln Persönlichkeit verbreitete. In diesem Briefwechsel spiegelt sich in der lehrreichsten und interessantesten Weise sowol Gellert's innerstes Wesen als auch der Geist der Zeit, auf welche er seine Wirkungen äußerte. Man sieht, wie nöthig dieser Zeit eine solche Einwirkung, wie empfänglich sie aber auch dafür war. Wenn man diesen Briefwechsel liest, so begreift man, wie Gellert einen so großen Einfluß nach so verschiedenen Seiten hin üben konnte, so nimmt man die fast an Vergötterung grenzende Pietät wahr, deren er in weitesten Kreisen genoß, so erkennt man aber auch, daß es nicht so sehr die Form seiner Schriften war (obschon diese sich vor den meisten zeitgenössischen Schriften auch durch größere Leichtigkeit, Natürlichkeit und Gefälligkeit auszeichnen), als der Inhalt derselben, was ihn so populär machte, die ungekünstelten, frisch aus dem Herzen kommenden Empfindungen, die mancherlei neuen und für die damalige Zeit zum Theil ziemlich kühnen Ideen, endlich die Vielseitigkeit selbst, mit welcher er alle möglichen Verhältnisse des Lebens in den Bereich seiner bald philosophirenden und moralisirenden, bald scherzenden, witzigen oder satirischen Betrachtungsweise zog.

Wenn wir so die Vorzüge Gellert's — des Schriftstellers und des Menschen, welches beides in ihm kaum zu trennen ist — nach Verdienst geschildert haben, so wollen wir auch seine Schwächen nicht verhehlen. Dieselben hatten ihren Ursprung ebenda, wo seine

Stärke lag, in seinem „guten, empfindlichen Herzen", das heißt in dem Vorwiegen einer Gemüthsstimmung, welche durch ihre Weichheit ihn zwar liebenswürdig, menschenfreundlich, duldsam, entsagungs- und opferfähig, aber auch leicht ängstlich befangen, zu nachsichtig gegen die Fehler der Menschen und empfänglicher für sanfte Empfindungen und für ein Leben in engen und kleinlichen Verhältnissen, als für die Vollbringung großer Thaten und die Schätzung starker Charaktereigenschaften machte.

Ihn selbst trifft deshalb kaum ein Vorwurf. Die Zeit, in der er lebte, war für große Thaten und starke Charaktere nicht reif. Erst die gewaltigen Ereignisse des Siebenjährigen Krieges und die Großthaten Friedrich's II. schufen den Boden, auf dem ein Lessing seine männliche Poesie und Kritik aufbauen konnte, und erst die erschütternden Rückwirkungen des Nordamerikanischen Freiheitskrieges und der Französischen Revolution auf die Bewegung der Geister in Deutschland brachen Schiller's freiheits- und thatendurstigem Genius die Bahn. Gellert lebte, lehrte und schrieb inmitten der beengten, von sittlicher und politischer Fäulniß angefressenen Verhältnisse, welche bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus in einem großen Theile von Deutschland und nicht am wenigsten in Gellert's Heimatsland Sachsen bestanden. Sein besserer Sinn, sein edles Herz, sein warmes Gefühl sträubten sich gegen so manches in diesen Verhältnissen, gegen die schroffe Ungleichheit der Stände im socialen Leben und den Uebermuth der Vornehmen wider die Geringern, gegen Pedanterie und Heuchelei, religiöse Unduldsamkeit und sittliche Verderbtheit. Er wagte es, wie wir gesehen, bald mit schüchterner Mahnung, bald auch wol mit einer verhältnißmäßig kühnen Satire auf solche Schäden der zeitgenössischen Gesellschaft hinzudeuten; aber er mußte und wollte doch in und mit dieser Gesellschaft leben, und so konnte es nicht ausbleiben, daß er bisweilen, durch persönliche Rücksichten befangen gemacht, manche strenge Forderung, die er im allgemeinen ausgesprochen, im einzelnen zurücknahm oder milderte, daß er öfters den guten Willen für die That, schöne Empfindungen oder auch das bloße Gerede von solchen für kräftige Entschlüsse gelten ließ, und daß er so einer gewissen schwächlichen, casuistischen oder blos äußerlichen Moral — weniger selbst huldigte, als bei andern Vorschub leistete. Das zeigt sich deutlich in vielen seiner Briefe, in einzelnen seiner Schauspiele, ganz besonders aber in seinem Roman: „Die schwedische Gräfin". Dieser letztere enthält ein ganzes Gewebe der theils unnatürlichsten, theils geradezu unsittlichsten Situationen, welche mit einem gewissen Raffinement vorgeführt werden, um als Handhaben für die Auskramung von allerhand edeln und tugendhaften Empfindungen zu dienen. In dem Schau-

spiel „Das Los in der Lotterie“ wird das Lotteriespiel (welches in der damaligen Zeit, als eines von vielen Aussaugungsmitteln von den Regierungen benutzt und in der verderblichsten Weise gefördert, eine wahre Pest der Bevölkerungen war) wie eine wohlthätige Einrichtung, ein Gewinn in der Lotterie wie ein Beweis der göttlichen Vorsehung und eine Belohnung der Tugend dargestellt. In seinen Briefen finden wir bisweilen sittliche Mängel und Fehler entschuldigt und beschönigt — entweder wegen der sonstigen liebenswürdigen Eigenschaften, oder auch wegen der socialen Stellung einer Person —, für die wir eigentlich von dem tugendstrengen Gellert eine ernste Rüge hätten erwarten sollen.

Abgesehen von dieser sittlich bedenklichen Seite der geschilderten Denk- und Empfindungsweise Gellert's, wirkte das Uebermaß der Empfindung — „Empfindsamkeit“ nannte es Lessing mit einem ausdrücklich dafür erfundenen Worte — und die Beschränktheit auf einen engen und kleinen Gesichtspunkt der Lebensanschauung auch auf dessen schriftstellerische Thätigkeit und auf sein ganzes Wesen nachtheilig zurück. Die erstere erhielt dadurch eine gewisse Einförmigkeit, um nicht zu sagen Langweiligkeit, indem die gleichen Redewendungen und besonders die gleichen Gefühlsäußerungen sich allzu oft wiederholten, und die Persönlichkeit Gellert's erschien, bei aller ihrer Liebenswürdigkeit, zu wenig männlich, zu schwächlich und krankhaft, zu kleinbürgerlich, beschränkt und gelehrtenhaft ängstlich.

So ist Gellert's Person und so ist seine Schriftstellerei ein eigenthümliches Gemisch von schwachen und starken Seiten, von einem Fortschritt über seine Zeit hinaus und einem Befangensein in den Banden seiner Zeit. Bei seinen Lebzeiten und noch einige Zeit nachher überragten in der Schätzung der Zeitgenossen die Vorzüge Gellert's seine Schwächen, und so erklärt sich die außerordentliche Verehrung, deren er damals in weitesten Kreisen genoß. Diese Verehrung war so groß, daß, als er starb, zu seinem Grabe förmliche Wallfahrten stattfanden, sodaß der Stadtrath zu Leipzig zuletzt diese verbot. Noch 1772, drei Jahre nach Gellert's Tode, zu einer Zeit, wo neue, freiere Lebensanschauungen in der deutschen Literatur den engen Kreis der Gellert'schen Empfindsamkeit weit überschritten hatten, war das Ansehen, dessen er genoß, so groß, daß, wie Goethe sagt, „an Gellert und an die Tugend glauben, beinahe gleichbedeutend erschien“, und noch Jahrzehnte später behaupteten in den Wohnungen einfacher Bürger und Landbewohner Gellert's Fabeln und Geistliche Lieder den Platz neben Bibel und Gesangbuch. Nicht blos Klopstock und Lessing, welche beide auf einem ungleich höhern Standpunkt geistiger Größe standen als Gellert, sprachen mit großer Achtung von ihm, auch Goethe, dessen olympisch

heiterm und hochaufstrebendem Geist die krankhafte Weichheit des Gellert'schen durchaus widerstrebte, berührte nur mit sichtlicher Schonung dessen Schwächen, die mit so viel edeln Eigenschaften gepaart waren.

Jetzt freilich, in einer so ganz anders gearteten Zeit, wo die sittlichen und gesellschaftlichen Verbesserungen, für welche Gellert mit einem für die damaligen Verhältnisse höchst ehrenwerthen Muthe kämpfte, längst als unbestreitbare Forderungen Anerkennung gefunden haben, wo alle Kräfte und Bestrebungen auf ungleich höhere und umfassendere Ziele im politischen, nationalen und socialen Leben gerichtet sind — jetzt fallen uns mehr seine Schwächen ins Auge, während seine Anläufe und Erfolge im reformatorischen Sinne uns viel weniger bedeutend erscheinen, als sie es in der That unter den damaligen Umständen waren.

Eine gerechte Würdigung Gellert's wird daher bei Lesung seiner Schriften diesen doppelten Gesichtspunkt immer im Auge behalten müssen; sie wird über dem, was Gellert als Schriftsteller nach nnserer heutigen Bildungsstufe und dem jetzigen Stande unserer Literatur uns sein kann — und das ist allerdings nicht allzu viel — niemals vergessen dürfen, was er in seiner Zeit war, was er für diese gethan und geleistet, daß er ihr Lehrer war nicht blos in der einfachern, leichtern und freiern Form des Schreibens — nach der pedantisch steifen Gottsched's und der erkünstelten der höfischen Schriftsteller —, sondern auch in der Befreiung des natürlichen Gefühls aus den Banden conventioneller Sitte, in einer vorurtheilslosern und edlern Behandlung der wichtigsten Lebensverhältnisse der Menschen, in der Uebung aller jener sanften Tugenden, welche, infolge der verderbten öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, dem damaligen Geschlechte zum großen Theil abhanden gekommen waren, des natürlichen Wohlwollens im Umgange mit andern, der Leutseligkeit gegen Geringere, der religiösen Duldung, der Achtung der Menschenwürde in Personen jedes Standes und Glaubens.

Von allen Schriften Gellert's sind es die „Fabeln", welche auch noch jetzt — in den bescheidenen Grenzen, in denen diese Dichtungsart überhaupt sich bewegt — einen gewissen Werth behaupten, außerdem die „Geistlichen Lieder", welche zwar an Kraft und Tiefe religiöser Empfindung sich nicht entfernt mit denen eines Luther oder auch nur eines Paul Gerhard messen können, aber doch, wie schon früher bemerkt, eine innige und zugleich milde Frömmigkeit athmen.

Aus diesem Grunde sind die „Fabeln" und die „Geistlichen Lieder" in die nachstehende Sammlung aufgenommen worden. Rücksichtlich der Briefe Gellert's mag noch bemerkt sein, daß außer der oben erwähnten von ihm selbst herausgegebenen Sammlung von

Briefen, und noch mehr als diese, „Gellert's Briefwechsel mit Demoiselle Lucius" und „Gellert's Briefe an Fräulein von Schönfeld" (die erstern als besondere Sammlung im Buchhandel erschienen, die letztern von der Gellertstiftung in Hainichen als Manuscript herausgegeben) besonders werthvolle Quellen für vertrautere Einblicke in Gellert's Verhältniß zu seiner Zeit, namentlich zu den weiblichen und den vornehmern Kreisen seiner ausgebreiteten Anhängerschaft darbieten.

Karl Biedermann.

Inhalt.

Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Geistliche Oden und Lieder.

Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst.
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst:
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen
Und fühlten ein geheim Vergnügen;
Der Vögel Chor vergaß der Ruh
Und hörte Philomelen zu;
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht gnug bewundern konnte —
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall —
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr
Und spricht: „Du singst viel reizender als wir,
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir:
Du singst das ganze Jahr nicht mehr als wenig Wochen."
Doch Philomele lacht und spricht:
„Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg' im Singen der Natur:
So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur;
Sobald sie nicht gebeut, so hör' ich auf zu singen,
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen."

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht so lang' ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken,
So singt so lang' ihr feurig seid,

Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt,
So eilt um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt! —
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit. —
So fahrt denn fort noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damon's Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damon's kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach, welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein;
„Hier", spricht er, „sind sie alle beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger sein?
Getraust du dich mir das zu sagen?"
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
„Der", spricht er, „muß es sein, so wahr ich ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann."

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft wie dieser Knabe schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kommt, und kaum ist Stax erschienen,
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geschicke;

Doch weil die Miene nichts verspricht,
So schließt man bei dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perrüke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: „Petz ist wieder da!"
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan;
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang danieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
„Fort", schrien alle, „fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein als wir?"
Man zwang den Petz davonzulaufen.

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen,
Die Krämpen hingen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagt's zwo Krämpen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn
Und schreit: „Nun läßt der Hut erst schön!“
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.
Der Erbe nimmt den Hut und schmählt:
„Ich“, spricht er, „sehe wohl, was fehlt.“
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krämpe zu dem Hute.
„O!“ rief das Volk, „der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!“
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.
Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt' es anders sein?
Er ging schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
„Beglückter Einfall!“ rief die Stadt,
„So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz, so schickt es sich.“
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe trägt ihn in sein Haus
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.

Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreien:
„Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand."
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.
Erfindung macht die Künstler groß
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen:
„Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm", schrie es, „ihm allein ist Geist und Witz verliehn!
Nichts sind die andern gegen ihn!"
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den neugefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt:
Das Außenwerk ward neu, er selbst, der Hut, blieb alt;
Und, daß ich's kurz zusammenzieh',
Es ging dem Hute fast wie der Philosophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn;
Und wird mir itzt kein Lied gelingen,
So wird es ewig nicht geschehn.
Von einem Greise will ich dichten
Und melden, was durch ihn geschah,

Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.
Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb' und Wein;
Ich lass' euch allen Wein und Liebe:
Der Greis nur soll mein Loblied sein.
Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh;
Ich singe nicht von Heldenthaten:
Der Greis sei meine Poesie.
O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hört's: Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt,
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter schmückt.
Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt! —
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt;
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sich's selber wohl.
Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlassnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neuerhaltnes Glück bekannt:
„Ach", sprach es zu dem nächsten Gaule,
„Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan!"

Allein wie ging's am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: „Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum mich auszuputzen,
Doch darum ward er nicht gemacht;
Er ist zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht."

Was wünscht man sich bei jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt,
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt es zu erreichen,
Und, seiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen
Und desto tiefrer Sklaverei.

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief sie die Venus brünstig an
Ihr einen leichten Tod zu schenken.
Vielleicht war dies Gebet so eifrig nicht gemeint.
Verliebt und jung zu sein, und um den Tod zu flehen,
Wem dies nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.
Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten,
Und wünscht nicht mehr entseelt zu sein.
Er sagt ihr tausend Schmeicheleien,
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt:
„O Chloris, laß dich's nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben!"
Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beide kurze Zeit.

Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand;
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.
Doch schnell erstarren ihre Hände. —
Wie, Venus, nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn,
Zu Flügeln werden ihre Hände,
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut,
Und Federn überziehn die Haut.
Ist's möglich, daß ich dieses glaube?
Ja, Chloris wird zu einer Taube.
Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen;
Sie fliegt ihm dreimal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen:
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch als Taube noch zu lieben.
Das Putzen war ihr Zeitvertreib:
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.
Wie schön hör' ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht;
Sie hat als Chloris schon oft über nichts gelacht.
Itzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Besieht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu geberden.
„Ach Götter!“ ruft ihr Freund betrübt,
„Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden!“ —
„Umsonst“, spricht Venus, „ist dein Flehn;
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd' ich ihr die Menschheit wiedergeben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.“
O, wenn sich nur die Göttin nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die ebenso wie Chloris handeln!
Man sagt, daß sie es willens ist.

Ach, Göttin, ach, wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden;
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn!
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O, liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befrein.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor:
„Ihr müßt Euch“, zischt' sie ihm ins Ohr,
„Auf eines Frommen Grab bei früher Sonne setzen
Und Euch mit dem gefallnen Thau
Dreimal die Hand, dreimal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!“
Der Kranke that was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu sein?
Er ging zum Kirchhof hin, und zwar sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
Er war das Wunder seiner Zeit,
Das Muster wahrer Frömmigkeit,
Und, daß man viel mit wenig Worten sagt,
Er ist's, den Kirch' und Schul' und Stadt und Land beklagt.“
Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halbgelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählich ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und ohne Schmerz und ohne Stab

Verließ er dieses fromme Grab.
„Ach", rief er, „läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?"
Der Küster kam von ungefähr herbei;
Den fragt der Mann, wer hier begraben sei.
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt' er's ohne Scheu nicht sagen.
„Ach!" hub er endlich seufzend an,
„Verzeih mir's Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereien glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Komödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht." —
„Nein!" sprach der Mann, „das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht."

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: „O, wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wol von besondern Dingen?" —
„Die Wahrheit", rief sie, „breit' ich aus.
Was keines weiß herauszubringen,
Bring' ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus." —
„Dürft' ich", versetzt der Fuchs, „mit Bitten dich beschweren,
So wünscht' ich mir etwas von deiner Kunst zu hören."
So wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht
Und seine Künste rühmt, bald vor- bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf bald nieder,
Und strich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht' ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an und spricht:
„Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?

Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werden's finden,
Denn ich beweis' es gleich mit Gründen.
„Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, solang' er stillesteht;
Doch merken Sie was ich itzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz:
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nun Ihren Schwanz:
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist Ihr Fuß bald hier bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh' ich nunmehr den Schluß:
Ihr Schwanz das sei Ihr fünfter Fuß;
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen."

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu' ich mich, daß es bei Thieren
Auch große Geister gibt, die alles demonstriren!
Mir hat's der Fuchs für ganz gewiß erzählt;
„Je minder sie verstehn", sprach dieses schlaue Vieh,
„Um desto mehr beweisen sie."

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gab's ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert wenn er redte,
Nicht wenn er ging gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand;
Hier, dacht' er, wird man dich im Gehn bewundern müssen!
Und ging einher mit steifen Füßen.
Er ging; ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen
Und schrie: „Lehrt doch den Fremden gehen!"
Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
„Ihr", rief er, „hinkt, ich aber nicht;
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!"

Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört;
Er stammelt nicht — genug zur Schande,
Man spottet sein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wird's ein Kluger wagen
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen;
Wir selber halten ihn dafür,
Blos weil er klüger ist als wir.

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt,
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Bretern preiszugeben,
Die Liebe zum Gewinst, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz und Rechnen seine Tugend.
Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwert bekehrt,
Das wir das Christenthum und unsern Geiz gelehrt:
Er sieht Amerika; doch nah an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt' es ihm, am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schar
Fiel auf die Briten los, und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwert. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft mit verwirrtem Sinn
Der Brite sich zuletzt bei einem Baume hin,
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwert ihm wird das Leben nehmen.
Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt zurückefliegen?
O nein, so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß Gesicht,
Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner Blicke
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.

Auch Inklen nimmt dies Kind bei wilder Anmuth ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu sein,
Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach von Gunst und bat um Gegenliebe.
Die Indianerin war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen redt dies Paar, durch Mienen wird's vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte.
Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befrein;
Durch Lächeln räth sie ihm, getrost und froh zu sein;
Sie sah ihn zehnmal an und spielt' an seinen Haaren
Und schien verwunderns voll, daß sie so lockicht waren.
So oft der Morgen kömmt, so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage.
Sie bringt ihm manch Geschenk und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus,
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern prahlen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall,
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wol ein Herz so edel sein?
Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein:
Sie unterreden sich durch selbsterfundne Töne,
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.
Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat;
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen:
Sie hört's und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
„Dort", spricht er, „kleid' ich dich", und zeiget auf sein Kleid,
„In lauter bunten Zeug von größrer Kostbarkeit;
In Häusern halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden."
Vor Freuden weint dies Kind und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht in kurzem zu entdecken;
Sie sieht ein Schiff am Strand und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn und eilt an seiner Hand
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort
Und fliegt nach Barbados. Doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte:
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
„So hab' ich", fing er an, „um arm zurückzukommen
Die fürchterliche See mit Müh und Angst durchschwommen?"
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin;
Hier wird die Dankbarkeit in Tyrannei verwandelt
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverei verhandelt.
Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreit. Nichts! er verkaufet sie.
„Mich, die ich schwanger bin, mich!" fährt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dies? Ach ja — sie höher anzuschlagen.
Noch drei Pfund Sterling mehr! „Hier", spricht der Brite froh,
„Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yariko."

O Inkle, du Barbar, dem keiner gleich gewesen,
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnst du, Bösewicht, noch gar mit Sklaverei!
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich, und bei der Glieder Reiz
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz!
Sei stolz, kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich sein dein Laster nachzuahmen!

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was spricht man", fing er an zu schreien,
„Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigall?" —
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder." —
„Und von der Lerche?" rief er wieder. —
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall." —
„Und von der Amsel?" fuhr er fort. —
„Auch diese lobt man hier und dort." —

„Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was“, rief er, „spricht man denn von mir?“ —
„Das“, sprach der Staar, „das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir.“ —
„So will ich“, fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen
Und ewig von mir selber sprechen.“

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren
Und gab in einem weißen Tuch
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.
Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien und hörte zu. Es fing ihn an zu schauern;
Er konnt' es länger nicht als einen Auftritt dauern,
Denn eh der andre kam — so war er nicht mehr da.
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wieder kommen.
Der Dichter las; der Geist erschien,
Doch ohne lange zu verziehn.
„Gut!“ sprach der Wirth bei sich, „dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?“
Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
Sobald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken.
„Johann!“ fing drauf der Wirth gewaltig an zu schrein,
„Der Dichter — lauft geschwind! — soll von der Güte sein
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.“
Der Geist erschrak und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geist verschwand
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dies Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dies zum Troste dienen:
Gesetzt daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen,
So wird um sich von allen zu befrein
An Versen doch kein Mangel sein.

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern' aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!
Ein Beispiel wohlerzogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab,
Den zwang die Macht der schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn.
Er seufzt', er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.
Fußfällig klagt er ihr sein Leiden;
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
„Ja", schreit er, „ja, ich will dich meiden,
Ich will mich ewig dir entziehn!"
Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und — o was kann verwegner sein!
Kurz, er besieht die Spitz' und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat,
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf,
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan,
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an;
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen,
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen;
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht,
So seufzt sie doch um Trost bei ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweimal aus
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kommt? Ist's nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh nur, und hungre wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor:
Soll sie dies Herz vom Himmel lenken
Und itzt an einen Armen denken?
Sie singt und trägt das Essen singend auf,
Sie ißt und schmählt auf böser Zeiten Lauf.
Allein wer klopft schon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brot —
„Geht, quält mich nicht mit Eurer Noth,
Wenn ich die Hand zum Munde führe.
Nicht wahr, Ihr singt und betet nicht?
Seid fromm und denkt an Eure Pflicht;
Der Herr vergißt die Seinen nicht.
Wann seht Ihr mich denn betteln gehen?
Allein man muß zu Gott auch brünstig schrein und flehen!“
Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn als Erbarmen? —
Nein, nein, sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis
Und weist sie zu Gebet und Fleiß:
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Ist wol ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das in der Noth bei ihr nicht Zuflucht hat?

Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen,
So eilt sie doch dem Weibe beizuspringen.
Ach ja, Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein, sie weiß sich auch die Todten zu verbinden.
Wann wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wann sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!
Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses sein?
Beate schickt's und will's dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen,
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.
Sie kleidet Kanzel und Altar
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die andern sie beneiden,
Zum dritten male doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie soll's aus Ehrsucht thun.
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer war's, der itzt in die Collecte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate war's, sie leiht dem Herrn,
Und was sie gibt, das gibt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?
Beate, laß die Lästrer schmähen,
Und laß sie aus Verleumdung sprechen,
Du wolltst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dies für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dies kann nicht sein;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.
„Dir“, spricht der Lahme, „beizustehn?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.
„Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.“
Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.
Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte,
So würd' er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert sein.
Beschwer' die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig sein.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden,
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte —
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.
Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten
Phylax zu besuchen rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt' ihm an dem heißen Munde.
„O!“ erseufzt' er, „bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint?“ —
„Ach!“ rief Phylax, „Pantelon,
Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wol davon gekommen.
Sterb' ich Aermster so geschwind,
O so kannst du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.
„Wie zufrieden schlief' ich ein,
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen!
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.
„Liebst du mich, und bist du treu,
O so hole sie herbei:
Eines wirst du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab' ich nur noch gestern Morgen
In dem Winterreis verborgen.
Aber friß mir nichts davon!“
Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich was er fand.
Phylax roch, bei schwachem Muthe,
Noch den Dunst von seinem Gute.

Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: „Laß mir alles liegen;
Sterb' ich, so sollst du es kriegen,
Aber, Bruder, eher nicht.
„Sollt' ich nur so glücklich sein
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich — doch ich mag's nicht sagen
Wo ich dieses hingetragen.
Werd' ich wiederum gesund,
Will ich dir, bei meinem Leben,
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst" — — Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg;
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben!
Verdient ein solches Glück wol Neid?

Der Proceß.

Ja ja, Processe müssen sein!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben:
Doch gib nicht nach, setz' alles auf
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

„Was sprecht Ihr, Nachbar, dieser Rain,
Der sollte, meint Ihr, Euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen." —
„Nicht doch, Gevatter, nicht, Ihr irrt;
Ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
Von denen jeder sagen wird,
Daß lange vor der Schwedenzeit — —"

„Gevatter, Ihr seid nicht gescheit!
Versteht Ihr mich? Ich will's Euch lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun.“
So saget Kunz, schlägt in die Hand,
Und rückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh ich diesen Rain entbehre,
So meid' ich lieber Gut und Land.“
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten;
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft und holt Herr Glimpfen ein. —
Wie, sprecht ihr, kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt' euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen!
Ich sag' es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum und grüßt Herr Glimpfen.
„Herr“, fängt er ganz erbittert an,
„Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen —
Der, denkt nur, spricht, der schmale Rain,
Der zwischen uusern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget!
Herr“, fuhr er fort, „Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O, dient mir wider ihn, und helft die Sach' entscheiden.“ —
„Kein Mensch“, versetzt Herr Glimpf, „dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden;
Ihr habt das größte Recht in Händen,
Aus Euern Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt Ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß seit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden ist!
Ich will Euch Eure Sache führen,

Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren."
Glimpf reitet fort. „Herr", ruft ihm Kunz noch nach,
„Ich halte was ich Euch versprach."
Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird vollgeschrieben;
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt die Zeugen abzuhören,
Und fünfundzwanzig müssen schwören;
Und diese schwören insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.
Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte,
Doch, im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.
Manch widrig Urtheil kömmt. Doch, laßt es widrig klingen,
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Processe seinen Lauf,
Ich schwör' Euch, endlich durchzudringen;
Doch —"
„Herr, ich hör' es schon, ich will das Geld gleich bringen."
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit.
Allein warum so lange Zeit? —
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was thut's, daß Haus und Hof verstritten
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
„O!" ruft er, „lernt von mir, den Streit aufs höchste treiben;
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!"

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
„Ich", sprach er, „kenn' Ihr christlich Herze;
Sie sorgen gern für andrer Heil
Und nehmen mit gerechtem Schmerze

An Ihres Nächsten Elend theil:
Ich weiß, mein Flehn wird Sie bewegen.
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit,
Nein, ich verlasse mich" — hier wies er ihm den Degen —
„Allein auf Ihre Gütigkeit."

Dies ist die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn sie um ihren Beifall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verstehn.
Der Autor will den Beifall nicht erpressen,
Nein, er verläßt sich blos auf unsre Billigkeit;
Doch daß wir diese nicht vergessen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt
Und wie ein Mensch stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald,
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems' entgegenzog
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heißen Schaume,
Der heficht am Gebisse floß.
„Geschmeiße!" sprach das wilde Roß,
„Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfst du wol ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur, so mußt du zittern."
Es schüttelte; die Bremse wich.
Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erschrak, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
Und brach ein Bein. Hier lag der stolze Gaul.

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dies stürzet oft den größten Mann.
Wer dir als Freund nicht nützen kann,
Kann allemal als Feind dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er ließ genaue Karten stechen
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
Ihm, würd' er nur so weit er könnte gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beizustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die meisten sich vor dieser Reise scheuten,
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst und zur Bequemlichkeit
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten,
Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte.
Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reisten nur im Geist,
Und überredten sich als hätten sie gereist.
Noch andre schafften das Geräthe
Zu ihrer Reise fleißig an
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte,
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr viele fingen an zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten, aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl sei nun genug geschehn.
Noch andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reisten nicht durch grüne Felder,

O nein, sie suchten finstre Wälder
Und reisten unter Furcht und Qual,
Behängten sich mit schweren Bürden
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt
Und siech und krank zurückekommen würden,
So wären sie des besten Amtes werth;
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten.
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

Wie elend, hör' ich manchen klagen,
Ist nicht dies Märchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo gibt es wol so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Dies sind unsinnige Geschöpfe,
Und nicht Bewohner unsrer Welt. —
O Freund, was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;
Betrachte sie, und dann sei Richter,
Ob dieses Bild unglaublich heißen kann.

Das Testament.

Philemon, der bei großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz besaß
Und, andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß —
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war den Neidern beizustehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher als sie:
Ist dies nicht schon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
„Nein", sprach er, „laßt sie neidisch schmähn;
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können."

Er stirbt. Man findt sein Testament
Und liest: Ich will, daß einst nach meinem Sterben
Mein hinterlassnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie dies Gut mir nicht gegönnt. —
So mancher Freund verwünscht dies Testament:
„Wie? konnt' ich ihn nicht auch beneiden?
Mir gibt er nichts, und alles diesen beiden!“
Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu processiren,
Sonst hätten beide nichts gekriegt;
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Sel'gen nicht!
Er war die Großmuth selbst, er war der Zeiten Licht:
Und alles dies des Testamentes wegen;
Denn eh er starb, war er's noch nicht.
Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andere schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurückegehn.
Arm, hatt' er sich noch satt gegessen;
Reich, hungert' er bei halbem Essen
Und schnitt das Brot, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Theurung ab,
Und ward mit jedem neuen Tage
Der Seinen Last und seine Plage.
Der andre Nachbar lachte sein:
„Der Thorheit“, sprach er, „will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren
Und mich des Segens recht erfreun.“
Er hielt sein Wort, und sah in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand;

Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt sein Fuß ganz unbekannt.
„Ach!“ sprach er zu dem andern Erben,
„Philemon hat es wol gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben;
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg; ich hab' es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu besitzen,
Denn keiner wußt' ihn recht zu nützen!“

Damötas und Phyllis.

Damötas ist schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh;
Doch seine Spröde hört' ihn nie.
Er sprach: „Zwei Bänder geb' ich dir,
Auch soll kein Warten mich verdrießen,
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen!“
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie — und gibt sie zurück.
Er bot ein Lamm, noch zwei darauf,
Dann zehn, dann alle seine Heerden.
So viel? Dies ist ein theurer Kauf!
Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: „Nein.“ —
„Wie?“ rief Damötas ganz erhitzt,
„So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.“ —
„O!“ rief sie, „fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.“
Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bei seinen Heerden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bei dem Schläfer stehn.

„Wie roth“, spricht Phyllis, „ist sein Mund!
Bald dürft' ich mich zu was entschließen;
O, wäre nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.“
Sie geht; doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.
Sie sieht sich dreimal schüchtern um
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.
Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschließen.
Doch nein, itzt bückt sie sich geschwind
Und wagt's, Damöten sanft zu küssen.
Sie gibt ihm drauf noch einen Blick
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.
Wie süße muß ein Kuß nicht sein!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder sich als erst zu scheun
Und läßt sich bei dem Schäfer nieder;
Sie küßt, und nimmt sich nicht in Acht,
Sie küßt ihn — und Dämöt erwacht.
„O!“ fing Damöt halb schlafend an,
„Misgönnst du mir die sanfte Stunde?“ —
„Dir“, sprach sie, „hab' ich nichts gethan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es steht nicht fein,
Ein Schäfer und stets schläfrig sein.
„Jedoch, was gibst du mir, Damöt,
So sollst du mich zum Scherze küssen?“ —
„Nun“, sprach der Schäfer, „ist's zu spät,
Du wirst an mich bezahlen müssen.“
Drauf gab die gute Schäferin
Um einen Kuß zehn Küsse hin.

Die Widersprecherin.

Ismene hatte noch bei vielen andern Gaben
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben;

Doch wenn's auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht,
So halt' ich's doch für ein Gedicht
Und sag' es öffentlich, ich glaub' es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab' es oft versucht und manche schön genannt,
So häßlich sie auch war, blos weil ich haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!
Itzt komm ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte man's nicht aus Verleumdung nach,
Es war gewiß, sie widersprach.
Einst saß sie mit dem Mann bei Tische;
Sie aßen unter anderm Fische,
Mich däucht, es war ein grüner Hecht.
„Mein Engel", sprach der Mann, „mein Engel, ist mir recht,
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten." —
„Das", rief sie, „hab' ich wol gedacht;
So gut man auch die Anstalt macht,
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
Ich sag' es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau." —
„Gut", sprach er, „meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten;
Was hat die Sache zu bedeuten!"
Sowie dem welschen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas' und Lefzen steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang auseinandertreibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd mit Geschrei und Poltern aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fing sie zitternd an: „Ich, Mann, ich, deine Frau,
Ich sag' es noch einmal, der Hecht war gar zu blau."
Sie nimmt das Glas und trinkt. O laßt sie doch nicht trinken!
Ihr Liebster geht und sagt kein Wort.
Kaum aber ist ihr Liebster fort,
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt' es anders sein? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrei bewegt das ganze Haus.
Man bricht der Frau die Daumen aus,
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar und hält's ihr vors Gesicht;
Umsonst, umsonst, sie riecht es nicht.
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann. Er kömmt und schreit: „Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst! Ich armer Mann! Ach, meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau."
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
„Blau war er", rief sie aus, „willst du dich noch nicht geben?"
So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung als die Kraft des heftigsten Geruchs.

Das Heupferd oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Velten's Hand
Zu hoch gebäumt und schlecht bespannt,
Konnt' endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.
Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.
Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab und sprach mit Lachen:
„Ich will's dem Viehe leichter machen."
Drauf ward der Wagen fortgerückt.
„Ei", rief das Heupferd ganz entzückt,
„Du Fuhrmann wirst an mich gedenken.
Fahr fort; den Dank will ich dir schenken."

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.

Sie spricht: „Du wirst ein großes Glück genießen;
Doch wird's dein Unglück sein, sobald du es wirst wissen.“
Ist Semnon's Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger; nur mehr wächst sein Verlangen.
„O Gottheit“, fährt er fort, „wenn Bitten dich besiegt,
So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!“
So traut der Mensch, und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht weil's die Gottheit saget,
Nein weil er's schon gewünscht eh er sie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn sie von Unglück spricht?
O nein; denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
Kurz, Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.
„Du wirst“, hub das Orakel an,
„Durch deines Weibes Gunst den Scepter künftig führen
Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren.“
Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort,
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Größen
Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwert entblößen.
Allein so froh er war, so war er's nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wissen wollte,
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte;
Die Ungewißheit war's, die ihn noch niederschlug.
Und, sprach er, wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?
Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphischen Apoll sich noch einmal zu nahn.
„O Thor“, versetzt Apoll, „euch Sterblichen zum Glücke
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft euerm Blicke.
So wisse denn: In kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben.“
Er that darauf im Kriege sich hervor
Und stieg aus einem niedern Stande
Zur höchsten Würd' im Vaterlande
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn,
Und Semnon ward bei immer größerm Glücke
Der Liebling seiner Königin.
Sie schenkt ihm Herz und Thron. Doch ein verborgnes Schrecken

Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken;
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünscht' er tausendmal sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn;
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin;
Sie gibt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füßen.

Sagt, Menschen, ist's kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten
Bis dieses Haus wird fertig sein.
Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.
Die Mutter kann im L'Hombrespielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind itzt fühlt.
Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.
Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen;
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebbaft war des Kinds Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!
„Nun will ich mich wol besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch!" ruft das Kind, „laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!"
Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf sich zu erfreun;
Es wünscht es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbestand der Güter!
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge sein.
Bei Gütern, die wir stets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd' ein neu Vergnügen statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht,
Die Liebe nicht von Herzen ginge!
Das Alter sang in diesem Ton,
Von seinem Vater hört's der Sohn
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn;
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beispiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,
Ein überzeugend Lied gelinge,
Uud gib mir zu gesetzter Zeit
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dies unglaublich scheint,
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbei: nun glaubst du's doch, mein Freund?
Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beide,
Was ihm misfiel, misfiel auch ihr.
O, sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht' ich mir!
Ja wohl, ich wünsch' es auch mit dir.
Sei nur recht zärtlich eingenommen.

Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag' ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang;
Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen,
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
„Tod", fängt sie ganz erbärmlich an,
„Tod, wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich als meinen Mann!"
Wenn's nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl, er hört es auch, er hört Clarinens Noth;
Er kömmt und fragt: „Wer rief?" — „Hier", schreit sie, „lieber Tod,
Hier liegt er, hier in diesem Bette!"

Der zärtliche Mann.

Die ihr so eifersüchtig seid
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget,
O Weiber, überwindet euch;
Lest dies Gedicht und seid zugleich
Beschämt und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns ist die Treu ins Blut geschrieben.
Beweist es! hör' ich alle schrein. —
Recht gut; es soll bewiesen sein.

Ein liebes Weib ward krank: wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterei! Kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn dieses Uebel schädlich wär'.
Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann:
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten,
Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,
Und gibt noch mehr dafür als sonst gebräuchlich war;
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und schreit, er will mit ihr verderben.
„Ach, Engel", spricht die Frau, „stell' deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu frein."

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
„Dein Schatten“, ruft er, „soll mich quälen,
Wenn mich ein zweites Weib besiegt!“
Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.
Wer kann den Kummer wol beschreiben,
Der unsern Witwer überfällt?
Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt;
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis' und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt, und ist des Lebens satt.
Indeß befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Witwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
„Was“, fängt er plötzlich an zu fluchen,
„Was Henker, was soll dieses sein?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen!
Gesetzt ich wollte wieder frein,
So müßt' ich ja ein neues machen lassen.“
Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Witwer Zeit;
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück,
So aufgebläht wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.
Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu
Und fragt zuletzt: „Was webst denn du?“ —
„Unwissender!“ läßt sich die Spinn' erbittert hören,
„Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!“

Doch kaum ertheilet sie den trotzigen Bescheid,
So reißt die Magd mit Borsten in den Händen
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

Die Kunst sei noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
„Verdient", ruft ein Pedant, „mein Fleiß denn keinen Dank?" —
Nein; denn er hilft nichts mehr als andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

„Nun, Biene", sprach die träge Henne,
„Dies muß ich in der That gestehn:
So lange Zeit als ich dich kenne,
So seh' ich dich auch müßig gehn.
Du sinnst auf nichts als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen
Und ihren Blüten Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch:
Wär' ich wie du, ich thät' es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug daß wir so manchen Morgen
Mit Eiern unser Haus versorgen!" —
„O", rief die Biene, „spotte nicht!
Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht so wie du bei einem Eie
Aus vollem Halse zehnmal schreie:
So, denkst du, wär' ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sei mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne:
Ich, oder eine träge Henne.
Denn wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch
Und schreien wir bei warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht wie du im Neste heisch,

So präge dir es itzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein,
Und wer uns kennen will, der muß in Rost und Kuchen
Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.
„Auch hat uns die Natur beschenkt
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die was sie selber nicht verstehn
Doch meistern und verachten wollen;
Drum, Henne, rath' ich dir zu gehn."

O Spötter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt,
Dich unterrichtet dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene;
Und willst du selbst die Henne sein,
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie! —
Allein wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht:
Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf,
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloß auf:
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn;
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timon's Glück vollkommen machen,
Denn träumend sieht er sich geliebt;

Er sieht von Doris sich umfangen
Und ruft, als dies ihm träumt, vergnügt,
Er lallt: „O Doris, mein Verlangen,
Hat Timon endlich dich besiegt!“
Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen
Und macht, das sich sein Traum verliert.
„Freund“, ruft er, „laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!“ —
„O böser Freund, um welch Vergnügen“,
Klagt Timon ängstlich, „bringst du mich!
Du machest, daß mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.“

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seid ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seid.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt,
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schadt als nützt?
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bei seinen Schlachten?
Er denkt, er sei der größte Held.
Gönnt ihm die Lust, sich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: was denkt wol Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude
Und laßt das arme Weib dabei.
Was glaubt der Ehmann von Lisetten?
Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
Er irrt, ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt.
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,

Damit er Lust zum Denken hat.
Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
Genug daß wir dabei empfinden!
Es sei auch tausendmal ein Schein!
Sollt' aller Irrthum ganz verschwinden,
So wär' es schlimm, ein Mensch zu sein.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei umgestümem Wetter
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst, Zeus läßt sich nicht bewegen,
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen:
Denn stürmisch sollt' es heute sein.
Der Wandrer setzt mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet
Und schnell ihm stillzustehn gebietet,
So oft ertönt ein Lästerwort.
Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn.
Doch eh der Wald ihn aufgenommen,
So sieht er einen Räuber kommen
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.
Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl.
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.
„O Thor!“ läßt Zeus sich zornig hören,
„Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.“

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, ist die Furchtsamkeit;
Was helfen dir die süßen Triebe
Bei einer stummen Schüchternheit?
Du liebst, und willst es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu gestehn;
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.
Im stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hörst nicht auf sie hochzuachten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fühlt, und läßt dich dennoch schmachten,
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wie viel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen,
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt. O, lacht des Blöden!
Was hat er denn für seine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden
Und wagt den ersten Kuß auf sie.
Ein Jahr — und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich;
Warum rief er beim ersten Bllcke
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob' ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bei der Schönen melden,
Ihr kommt, und seht, und nehmt sie ein.
Und euern Muth recht zu beseelen,
Den ihr bei eurer Liebe fühlt,
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu sein,
Jesmin — sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt und schwur, sie wieder zu besiegen.

Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach und trug die hellsten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für sein baares Geld
Ward auch der Brief getreu bestellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier und schreibet noch einmal:
Er klagt der Schönen seine Qual,
Er redt von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tigermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtschein
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bei Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.
Getrost, Jesmin, versiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief,
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verfließen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerschmelzen müssen.
Der Brief wird fortgeschickt und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus' kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eisen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb,
Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes Wesen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
Wie könnte sie dem heißen Flehn
Und, da sie ihn unlängst geputzt gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?
Ich weiß noch einen Rath, und dieser Rath wird glücken:
Durch Verse kann man sehr entzücken,
In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib an sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin, so siegst du nie. —
Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebar!
Was konnte man auch anders schließen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?
Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen,
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegenlief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant;

Er steht und hält den Brief entzückt in seiner Hand
Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wissen,
Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschließen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an sich, er drückt und küsset ihn;
Die Magd kriegt ein Pistol und schwört, ihm treu zu bleiben.
Allein was stund in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinanderschlug?
Kein Wörtchen mehr als dies: „Mein Herr, Sie sind nicht klug!"

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl: drei Jahre liebt' er sie;
Allein umsonst war alle Müh.
Was that er endlich? Er verreiste
Und ging — was kann wol Aergers sein? —
Ging, sag' ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein,
Ein Bündniß: daß er ihm zwei Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins und schließen ihren Kauf;
Der böse Geist gibt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen
Und Doctor Fausten selbst betrogen,
So hielt er doch sein Wort genau:
Frontin ward Hannchen's Mann, und sie ward seine Frau.
Doch eh vier Wochen sich verlieren,
So fängt Frontin schon an den Schwarzen zu citiren.
„Ach", spricht er, da der Geist erscheint,
„Ach, darf ich, lieber böser Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwei Jahre, wie du weißt, zu dienen,
Und dies erfüll' ich auch genau;
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen,
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert sein."

Der Böse will sich nicht bequemen;
Drauf geht Frontin die Frist noch zweimal ein.
„Denn", sprach er bei sich selbst, „so arg du immer bist,
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger ist."

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt,
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen —
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
„O", rief er, „welch ein traurig Leben!
Wie? schlafen Sie denn nicht bei Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein
Und müssen gar vor Langerweile lesen?
Ich dacht' es wol, drum kam ich so geschwind." —
„Ich bin", sprach der Poet, „noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit da Sie zugegen sind."

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beistand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern bessrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beizustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreit. —

Doch ist ihm wol die Noth benommen,
Da statt der Schuldner Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlsein ängstlich fraget
Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, saget.
„O Glücke“, rief Aret, „soll eins von beiden sein,
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befrein:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher sein;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.“

Damokles.

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
Ein Wüthrich jemals glücklich ist:
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt;
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken
Und läßt ihn nichts als theures Elend schmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre —
Als dies Damokles einst gethan,
Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:
„So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dich's erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle sein?“ —
„Von Herzen gern!“ fällt ihm Damokles ein.
Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.
Er sitzt und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht:
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein;

Ein Wink, so eilen zwanzig Hände
Des hohen Winkes werth zu sein;
Ein Wort, so fliegt die Menge schöner Knaben
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.
Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
„O Hoheit", ruft er aus, „könnt' ich dich ewig schmecken!"
Doch ach, was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben:
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
„Ach!" fängt er zitternd an zu schrein,
„Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!"

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält:
Dies Uebel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdrängen läßt.
Ein einzig Mittel ist auf Erden,
Allein es ist unendlich schwer:
Die Narren müßten weise werden —
Und seht, sie werden's nimmermehr;
Nie kennen sie den Werth der Dinge,
Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten Einem Herrn.
Der eine von den beiden Thieren,
Joli, verstund die Kunst sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.

Er holte die verlornen Dinge
Und spielte voller Ungestüm;
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge:
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln:
So falsch und boshaft war sein Herz;
Gleich fing er wieder an zu schmeicheln:
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt' und schrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen,
Er hieß der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette,
Und beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.
Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Ging öfters auf die Jagd mit aus,
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht als wenn es nöthig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Thränen;
Seht, ihn beklagt das ganze Haus,
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein bischen Witz mehr als ein gutes Herz.

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön wie das Morgenroth und heiter wie der Tag,
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach,
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wieviel man ihm bezahlt. —
Ich hätte sie umsonst gemalt,

Und hätt' ich ja was fordern sollen,
So hätt' ich Küsse fordern wollen. —
So schön Selinde wirklich war,
So schön und schöner nicht stellt sie der Maler dar;
Die kleinste Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und schön bis zum Entzücken,
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
Sobald sein Weib nicht um ihn ist.
Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt und legt es nieder.
„Hier nehm' Er sein Gemälde wieder.
Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht;
Wer hieß Ihn so viel Schmeicheleien
Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn —
Kurz, nehm' Er nur Sein Bildniß hin;
Ich mag nicht schöner sein als ich in Wahrheit bin.
Vielleicht wollt' Er die Venus malen?
Von dieser laß Er sich bezahlen."
So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn' es sein zu wollen?
Wie viele kenn' ich nicht, die wirklich häßlich sind,
Und die wir mit Gewalt für englisch halten sollen!
Der Maler nimmt sein Bild und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig wie ein Künstler fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen
Und so ein schönes Kind verklagen?
Er klagt. Selinde muß sich stellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen?
O, fahrt sie nicht gebietrisch an;
So sehr sie unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.
Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?
Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön;
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte;
Man sah aufs Bild, doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief: „Sie ist getroffen!" —
„O!" sprach sie ganz beschämt, „wie könnt' ich dieses hoffen!
Er hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt." —
„Selinde", hub der Richter an,

„Kein Maler konnt' Euch treuer malen;
Er hat nach seiner Pflicht gethan,
Abbittend sollt Ihr ihn bezahlen.
Doch weil Ihr von Euch selbst nicht eingenommen seid,
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze:
Empfangt ein Heirathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Bescheidenheit."
O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden;
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wärst du jung, verdientest du Selinden.
Selinde geht. Der Beifall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

Je minder sich der Kluge selbst gefällt,
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
„Sohn", sprach er, „um dich zu versorgen,
Hab' ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt" — — Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter als der Sohn?
Ein Schatz — so waren seine Worte —
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find' ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.
Nach viel vergeblichem Bemühen
Hieß er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach
Und findt mit leichter Müh — wie groß war sein Vergnügen! —
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit suchen wollte;

Und mancher hätte sie wol zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wol; allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such' selbst, such' aufmerksam, such' oft: du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns als Menschen glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

Monime.

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands
Erwarb Monime sich den Beifall Griechenlands.
So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke,
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke;
Denn war Monime schön, so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer reich;
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt, und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt: und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geschenke her. Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.
Ein Prinz aus Pontus ist's, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein König seufzt und fleht: zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bei diesem Glück Monimens Tugend wanken?
„Prinz“, fing sie herzhaft an, „du scheinst durch mich gerührt
Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab sie mir, und ich gab mir die Tugend.
Nicht jene macht mich stolz, nein, diese macht mich kühn:
Sei tausendmal ein Prinz, umsonst ist dein Bemühn,
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
Nur als Gemahl wirst du Monimens Herz gewinnen.“
So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn,
Des Hofes Kunst und List, nichts konnte sie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.

O welch ein seltnes Glück: von niederm Blut entstehn
Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück, wirst du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?
Mithridat hofft Rom noch zu besiegen,
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der siegen will, fängt an besiegt zu fliehn;
Rom setzt ihm siegreich nach, sein Land wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen;
Eh dies der Prinz erlaubt, besiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav' eröffnet ihr was Mithridat gebot.
„So", ruft sie, „raubt mir auch die Hoheit noch das Leben,
Die für entrissne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt!"
Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
Und eilt ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen;
Allein das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,
Es reißt uud weigert sich der so betrübten Pflicht.
„O", ruft sie, „Schmuck, den ich zu meiner Pein getragen,
Sogar den schlimmsten Dienst willst du mir noch versagen?"
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wuth darauf,
Und gibt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände
Und war das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten güt'ge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah vor seinem sanften Ende
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechste mal schon aufgelegt
Und sich mit tiefgelehrtem Blicke
In einer spanischen Perrüke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher
Und schrieb bis an den Tag da ihn der Tod entseelt;
Und das Verzeichniß seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drei Bogen und drei Seiten ein.

Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit,
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war blos berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

Berühmt zu werden ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.

Der grüne Esel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!
Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an mit ihm die Gassen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erscheinen.
„Welch Wunder!“ rief die ganze Stadt,
„Ein Esel zeisiggrün, der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!“ —
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen,
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.
Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach;
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach;
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf,
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.
Drei Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Werth des armen Thiers geschehn;

Das Volk bezeigte kein Verlangen
Den grünen Esel mehr zu sehn;
Und so bewunderswerth er anfangs allen schien,
So dacht' itzt doch kein Mensch mit einer Silb' an ihn.

Ein Ding mag noch so närrisch sein,
Es sei nur neu, so nimmt's den Pöbel ein:
Er sieht, und er erstaunt; kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen oder nicht.

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward nach des Vaters Tod Herr einer Million
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebietrischen Geberden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht' er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht' er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugen zu stehn;
Kurz er blieb ungewiß wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinete.
Indessen war er doch Baron,
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich zu alles Volks Entzücken
In Läufern und Haiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarrosse
Als die daran gespannten Rosse.
Er war der Schmeichler Mäcenat;
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt' und ihn bestahl
Und wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen,
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts als Reichthum hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stak in Schulden
Und klagte dem Philet sein Leid.
„Herr", sprach er, „leiht mir hundert Gulden.
Allein zu Eurer Sicherheit
Hab' ich kein ander Pfand als meine Redlichkeit;
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr."
Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
„Hier", spricht er, „nimm es hin und brauch' es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann,
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen."
Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht,
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt' er auch Phileten hintergehen
Und ein Betrüger sein? Vielleicht.
Doch nein, hier kömmt der Schiffer gleich.
„Herr", fängt er an, „erfreuet Euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch Euer Geld gewann.
Ich bitt' Euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seid ein gar zu wackrer Mann."
„O", spricht Philet, „ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe ziehn;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen."

Der Schiffer sieht ihn an und schweigt betroffen still
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft und kömmt mit voller Hand zurücke.
„Hier", spricht er, „ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden — nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden,
Dies Glücke dank' ich Euch allein;
Und wollt Ihr ja recht gütig sein,
So leiht mir wieder funfzig Gulden."
„Hier", spricht Philet, „hier ist dein Geld;
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sei du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein,
Die sollen deinen Kindern sein."

Mensch, mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist
Und mit Vergnügen eilst dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist!

Das Schicksal.

O Mensch, was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bei seiner Schickung führt?
Du siehst bei Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht und auch die Folge nicht,
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschicht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen:
Dies siehst du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen,
So müßtest du was Gott ist sein.
Begnüge dich die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn zu blöd am Geiste bist,
Und laß dich hier ein jüdisch Beispiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt
Und, wenn dir's grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat
Und ihn von jenem ew'gen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat,
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stund, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde
Und trank. Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich.
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm
Und forderte sein Geld von ihm.
Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint; der Reiter flucht und droht
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.
Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt;
Denn wiss': es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knaben Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davongetragen.

Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette,
Dies Weib lag an den Blattern blind.
Nun weiß man wol, wie junge Weiber sind;
Drum durft' ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte:
Denn laßt ein Weib schön wie Cytheren sein,
Wenn sie die Blattern hat, so nimmt sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann zu seiner größten Pein
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kissen oft zurechtelegen

Und oft durch ein Gebet um ihre Bessrung flehn;
Und gleichwol war sie nicht mehr schön.
Ich hätt' ihn mögen beten sehn.
Der arme Mann! ich weiß ihm nicht zu rathen;
Vielleicht besinnt er sich und thut was andre thaten.
Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken
Und auch in den gesunden Mann.
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,
Und also ganz geschickt mit beiden umzugehn.
Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von Langerweile zu befrein?
Der Mann sieht Lorchen an und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz-, doch halberhört zurücke.
Ach arme kranke Frau! es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst; dein Mann thut recht galant,
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt
Und sie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.
Ja wenn sie blos durch Blicke redten,
So möcht' es endlich wol noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.
Er kömmt und klopft sie in den Nacken
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut,
Allein sie küssen gar zu laut:
Wie konnt' es anders sein, Lisette mußt' es hören.
Sie hört's und fragt: „Was schallt so hell?" —
„Madam, Madam!" ruft Lorchen schnell,
„Es ist Ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz
Und will sich nicht zufrieden geben." —
„Ach", spricht sie, „lieber Mann, wie redlich meint's dein Herz!
O gräme dich doch nicht; ich bin ja noch am Leben."

Die Verschwiegenheit.

„O Doris, wärst du nur verschwiegen,
So wollt' ich dir etwas gestehn,
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
Doch nein, ich schweige", sprach Tiren.
„Wie?" rief die schöne Schäferin,
„Du zweifelst noch ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mir's sicher offenbaren;
Ich schwör', es soll's kein Mensch erfahren." —
„Du kennst", versetzt Tiren, „die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden —
Doch ach, ich darf nicht weiter reden,
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär' um ihre Gunst und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß — Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre." —
„So liebt sie dich?" fuhr Doris fort. —
„Ja wohl. Doch sage ja kein Wort!
Ich hab' ihr Herz nun völlig eingenommen
Und itzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sei ewig dein;
Doch eines bitt' ich dich, du mußt verschwiegen sein.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur als ich und du zu wissen. —
Drum bitt' ich, Doris, schweige ja,
Sonst flieht und haßt mich Sylvia."
Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt daß Doris auch es dem Damöt vertraut:
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut!
Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand und fragt,
Was ihr sein Freund Tiren gesagt.
„Damöt, du weißt ja wohl was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts Wichtiges, sonst würd' ich dir's gestehn.
Er sagte mir — Verlang' es nicht zu wissen;
Ich hab' es ihm versprechen müssen,
Daß ich zeitlebens schweigen will."
Damöt wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferin erschrickt, daß sie Damötens Kuß

So unvollkommen schmecken muß.
„Du zürnest“, ruft sie, „mein Getreuer?
O zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergibt sich dem Tiren
Und hat ihm itzt in ihrem Leben
Den allerersten Kuß gegeben.
Allein du mußt verschwiegen sein.“
Damöt verspricht's. Kaum ist Damöt allein,
So fühlt er schon die größte Pein
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja, fängt Damöt zu singen an,
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt und Küsse gibt;
Du stummer Busch nur sollst's erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.
Doch ach! in diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die ihrer Meinung nach nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach, wie wird dir's gehn!
„Mich“, fängt sie an, „so zu betrüben!
Dich Plaudrer sollt' ich länger lieben?“
Und kurz, Tiren verliert die schöne Schäferin
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
„Ja“, spricht Damöt, „ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!“

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte gibt's der Brut durch Locken zu verstehn,
Und jedes folgt, sobald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.
Die Ente wackelt mit, allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehn:

Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier; du schwimmst? wer lehrt' es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?
Die Henne läuft mit strupfichtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrein,
Setzt zehnmal an und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreit.

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen:
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name Held;
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren,
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ist's, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen,
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpicia, ein junges schönes Weib,
Ging munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder
Und fiel halbtodt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! Doch läßt sich dies erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;

Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dies nicht Zeit!
Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen.
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth;
Zu früh ist's, nach der Gattin Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint sogleich in vollem Trab
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach was sein Receptbuch sagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Tint' und Feder bringen.
Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt beiseite
Und fragt, was doch der Zufall wol bedeute.
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
Das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen;
Sie wissen schon, es zeigt viel Gutes an
Wenn sich die jungen Weiber klagen."
Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht. Der Trank ist eingenommen,
Allein der theure Trank hilft nicht:
Drum muß der zweite Doctor kommen.
Er kömmt. Geduld, nun werden wir's erfahren.
Was ist's? was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.
Sulpicia! Erst sollst du schwanger sein,
Nun sollst du gar die Blattern kriegen!
Ihr Aerzte, schweigt und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen;
Nein, überlaßt sie der Natur
Und dem ihr so getreuen Bette.
Gesetzt daß sie die schlimmste Krankheit hätte,
So ist sie nicht so schlimm als eure Cur.
Geduld! vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, ob's noch nicht besser ist.
Ach, ungestümer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen:

Wie, wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattin bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befrein!
  Wer pocht? Es wird der Doctor sein;
Doch nein, der Schneider kömmt und bringt ein Kleid getragen.
Sulpicia fängt an die Augen aufzuschlagen.
„Er kömmt“, so stammelt sie, „Er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dies vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie Er sieht, so werd' ich bald erblassen.
Doch hätte mich der Himmel leben lassen,
So hätt' ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff als Er, Er wird's wohl wissen,
Für meine Freundin machen müssen;
Es ist nichts Schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben,
So trug sie dieses neue Kleid.
Doch geh Er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!“
  O fasse dich, betrübter Mann,
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann;
O laß die Hoffnung nicht verschwinden,
Der Athem wird sich wiederfinden.
  Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre
Und eilt, die Sache zu vollziehn.
  Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpicia liegt noch danieder
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelt's aus. O welche Seltenheit!
Dies ist der Stoff, dies ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.
  „Ach, Engel“, spricht der Mann bei sanftem Händedrücken,
„Mein ganz Vermögen gäb' ich hin,
Könnt' ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken!“ —
„O“, fängt sie an, „so krank ich bin,
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;

So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn."
Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an; geputzt trinkt sie Kaffee,
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war blos ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt erkannt.

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte.
„Freund", sprach der Greis, „das weiß ich nicht;
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht Ihr ein Weib blos zum Vergnügen,
So wählet Euch ein schön Gesicht;
Doch liegt Euch mehr an Renten und am Staate
Als am verliebten Zeitvertreib,
So dien' ich Euch mit einem andern Rathe:
Bemüht Euch um ein reiches Weib;
Doch strebt Ihr durch die Frau nach hohem Range,
Nun so vergeßt, daß bessre Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt Ihr mehr für Eure Seele wählen
Als für die Sinnen und den Leib,
So wagt's, um Euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt Euch ein gelehrtes Weib."
Hier schwieg der Alte lachend still.
„Ach", sprach der junge Mensch, „das will ich ja nicht wissen;
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —"
„O!" fiel der Greis ihm ein, „da müßt Ihr keine nehmen."

Die beiden Mädchen.

Zwei junge Mädchen hofften beide —
Worauf? gewiß auf einen Mann;
Denn dies ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut,
Sie hatt' ein rund Gesicht und eine zarte Haut;
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer ging,
So viel sie Schmuck ins Ohr und vor den Busen hing,
So schön sie auch ihr Haar zusammenrollte:
So ward sie doch bei alledem,
Je mehr man sah daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.
Die andre Schwester, Karoline,
War im Gesichte nicht so zart,
Doch frei und reizend in der Miene
Und liebreich mit gelassner Art;
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand,
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit theuern Kostbarkeiten;
Ein artig Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohlabgemessne Tracht
War Karolinens ganze Pracht.
Ein Freier kam. Man wies ihm Philippinen.
Er sah sie an, erstaunt', und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frei. Er wollte wieder gehn;
Kaum aber sah er Karolinen,
So blieb er vor Entzückung stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur:
Die erste prahlt mit weitgesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht, sie blendet nur;
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn, und so gefällt sie allen,

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
„O", rief er bei dem ersten Blicke,
„Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!"
Der Maler ward beschämt gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun", sprach er, „bin ich überführet;
Ihr habt mir nicht zu viel gethan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit sie auszustreichen.

Zweites Buch.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt; sie soll den Streit entscheiden,
Und beide stimmen herzhaft an.
„Nun", hieß es, „sprich, wer von uns beiden
Am meisterlichsten singen kann." —
„Das weiß ich nicht", sprach sie bescheiden
Und sah sie ganz mitleidig an
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
„So", sprach sie, „will ich's denn gestehn:
Die kann so gut wie jene singen;
Doch singt so lang' ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen,
So kann uns eures nicht gefallen."

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehn;
Wir wollen keinen von euch kränken:
Der eine kann so gut wie jener denken,
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer, zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit;
Solange wir Mosheime haben,
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seid.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh:
Du demonstrirst wie er, und er so fein wie du;

Allein solange wir Leibnize vor uns haben,
So hört euch keine Seele zu.
O zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit:
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein solange wir noch Hagedorne haben,
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seid.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt — mich däucht, sie lag in Griechenland —
Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserei
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel, welch ein Angstgeschrei
Erregten nicht der Weiber blasse Scharen!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrein,
Was muß das für ein Lärmen sein!
Ich zittre schon wenn zwei nur schrein.
Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen, schon vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgesammt um ihrer Männer Leben.
So hat's von tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht des Mannes los zu sein?
Von tausenden nicht eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muß, bei meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen sein.
So hart als auch der Feldherr war,
So konnt' er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sei auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General sein mögen,
Vor dem der Weiber Schar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint

Und ohne Geld den Männern gleich das Leben
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann und einen noch dazu,
Wenn sie's von mir verlangt, gegeben.
Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
„Ihr Schönen", fängt er an und spricht —
Ihr Schönen? Dieses glaub' ich nicht,
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug, er hat's gesagt. Ein alter General
Hat, dächt' ich, doch wol wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie sei'n es oder nicht, kann „meine Schönen" nennen.
„Ihr Schönen", sprach der General,
„Ich schenk' euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben,
Und die ein Stück zurückbehält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt."
Wie? fingen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben!
Den ganzen Schmuck für einen Mann!
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.
Was half's, daß er „ihr Schönen" sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte,
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dies noch nicht genug;
Er ließ nicht eh nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan —
Der General war selbst ein Ehemann —
Bis, sag' ich, sie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.
O welche Wollust! welch Entzücken!
Vergebens wünsch' ich's auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfing,
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug' an seinem Auge hing!
Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus. —
Ist die Geschichte denn nun aus?

Noch nicht, mein Freund. Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth;
Sie grämten sich, und durften's doch nicht sagen;
Wer wird's, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben:
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
„Sohn", fing er an, „mich quält ein trauriger Gedanke:
Du hast Verstand, wie wird dir's künftig gehn?
Hör' an, ich hab' in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gib dem Bruder nichts davon."
Der Sohn erschrak und stutzte lange.
„Ach, Vater", hub er an, „wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?" —
„Er?" fiel der Vater ihm ins Wort,
„Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort."

Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf mit Milch und schwarzem Brote saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fing verdrießlich an sich in das Gras zu strecken,
Dacht' ängstlich seinem Schicksal nach
Und dehnte sich dreimal und sprach:
Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach
Und mußt dich Tag für Tag mit deinem Flegel plagen!
Du thätst ja gern mit deinem Schatze schön;
Allein du Narr mußt in der Scheune stehn

Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke sehn!
Du bist noch jung und kannst hübsch lesen und hübsch schreiben,
Und wolltest stets ein Drescher bleiben?
Des Schulzen Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch geberden:
So nimm sie doch; du kannst, mein Blut!
Wol mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleisch in Ruh
Und trinkst dein gutes Bier dazu
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre —
O wenn ich doch schon Schulze wäre!
    Indem Hans noch so sprach, kam seine Schöne her.
Sie that als käme sie nur so von ungefähr;
Allein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen wollte
Und er verwegen sein und sie recht herzen sollte.
Denn Mädchen wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.
    Hans zieht die Schöne sanft zu sich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr, nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fing an sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt' er sie, so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders als den Schwiegersohn?
    Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder
Und wirft sich auf die Bank als Schulz im Dorfe nieder.
    So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student
Nach einem glücklichen Examen
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schönen Namen
Nach einem tiefen Compliment
Das erste mal Herr Doctor nennt:
So wußt' auch Hans vor großer Freude
Nicht, wo er Händ' und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erste mal Herr Schulze hieß.
    Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!

Er aß sein Fleisch und that den Gästen oft Bescheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle;
Denn welches Amt ist wol davon befreit?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hans verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreit
Und oft gewünscht: Wenn ich doch Schulze wäre!
Ich, fing er zu sich selber an,
Ich habe Haus und Hof und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red' und Antwort geben:
Da fährt mich denn der Amtmann an
Und heißt mich einen dummen Mann;
Bald quälen mich die teuflischen Soldaten
Und fluchen mir die Ohren voll;
Bald weiß ich mir bei den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht schaffen soll;
Die Bauern brummen wenn ich strafe,
Und straf' ich nicht, so lachen sie mich aus;
Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Itzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und wenn es niemand thut, so hunzt die Frau mich aus.
O wäre mir's nur keine Schande,
Ich griffe nach dem ersten Stande
Und stürb' als Drescher auf dem Lande!

Wer weiß, ob mancher Große nicht
Im Herzen wie der Schulze spricht.
Wer weiß, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
Die itzund misvergnügt in stolzen Kutschen fahren.
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug
Eh es der Fürsten Gunst an einem Bande trug.
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt;
Lernt doch, daß die am mindsten glücklich sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen!

Die glückliche Ehe.

Gedankt sei es dem Gott der Ehen,
Was ich gewünscht, hab' ich gesehen:
Ich sah ein recht zufriednes Paar,
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bei gleicher Lieb' und gleicher Treue
In kluger Ehe glücklich war.
Ein Wille lenkte hier zwo Seelen;
Was sie gewählt, pflegt' er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie;
Ein Fall, wo andre sich betrübten,
Stört' ihre Ruhe nie; sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.
Da ihn kein Eigensinn verführte
Und sie kein eitler Stolz regierte,
So herrschte weder sie noch er.
Sie herrschten, aber blos mit Bitten;
Sie stritten, aber wenn sie stritten,
Kam blos ihr Streit aus Eintracht her.
So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhehlen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So ließen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.
Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm wie der erste sie noch ein.
Sie starben. Wann? — Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dies nur Fabeln sein.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Branntweinbänken
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,

Woran der andre sich den Taback angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an;
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an,
Und jeder wollte blos den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid? War er's nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!
Allein so sang der andre nicht;
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid' im Singen zänkisch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß und Rach' und Wuth entstanden.

Die Wächter, hör' ich viele schrein,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein! —
Ihr Herren, stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich sein;
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Silben, die gleichviel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
„Wann", sprach es und fing an die Schenkel schön zu heben,
„Wann kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wann bewundert dich die Welt?" —
„Schweig", rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen;
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?"

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ' ernährt,
Nichts Bessers als Verachtung werth?
Gesetzt du hättest bessre Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein;
Denn stammtest du aus ihren Hütten,
So hättest du auch ihre Sitten,
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch sein,
Wenn sie wie du erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dies scheint mir ausgemacht zu sein:
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aesopus, hat's gesagt; Fontaine stimmt mit ein.
Wer wird auch so misgünstig sein
Und Thieren nicht dies kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt so wenig macht:
Denk' oder denke nicht — darauf gibt niemand Acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ew'gem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beifall zwang und gleich dafür entzückte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte —
In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finstre Flieg' auf einem Stein und dachte.
Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn
Und oft den Kopf mit einem Beine halten
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt blos daher, weil sie so viel verstehn
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So saß auch hier die weise Fliege:
Ein halbes Dutzend ernste Züge
Verfinsterten ihr Angesicht;
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:

„Woher ist dies Gebäud' entstanden?
Ist außer ihm wol jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich seh's nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand sein?“ —
„Die Kunst“, sprach die bejahrte Spinne,
„Hat diesen Tempel aufgebaut;
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne,
Und dies beweist, daß ihn die Kunst gebaut.“
Hier lachte meine Fliege laut.
„Die Kunst?“ sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne;
„Was ist die Kunst? Ich sinn' und sinne
Und sehe nichts als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Märchen glaub' ich nicht.
Lern' es von mir wie dieser Bau entstanden:
Es kamen einst von ungefähr
Viel Steinchen einer Art hierher
Und fingen an zusammen sich zu schicken;
Daraus entstand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beid' erblicken.
Kann was begreiflicher als diese Meinung sein?“

Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
Allein daß große Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Ursprung geben
Und lieber zufallsweise leben,
Als einen Gott zum Thron erheben:
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

„Um das Rhinoceros zu sehn“,
Erzählte mir mein Freund, „beschloß ich auszugehn.
Ich ging vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher reicher Mann,
Der seiner Miene nach die eingelaufnen Schulden
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

„Herr Orgon ging vor mir — ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß —
Er ging; doch eh wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet' uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten redte.
«Ach», sprach er, «ach, erbarmt euch mein!
Ich habe nichts um meinen Durst zu stillen.
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
Denn Gott wird wol bald meinen Wunsch erfüllen
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne sein.»
„So sprach der Greis. Allein was sprach der Reiche?
«Ihr seid ein so bejahrter Mann,
Ihr seid schon eine halbe Leiche
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann,
Müßt Ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht.» —
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht.
«O Gott! du weißt's.» Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin;
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück.
«Ach», sprach er mit noch nassem Blick,
«Ihr werdet Euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu großes Stück;
Ich bring' Euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf um mich durch etwas Bier zu laben.» —
«Ihr», sprach ich, «sollt es alles haben;
Ich seh', daß Ihr's verdient; trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet Ihr?»
Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag' um ihn;
Allein indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde todt.

Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern redte;
Ein Psalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
O wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich redte,
Und der vielleicht ihn itzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!"
So sprach mein Freund und bat, die Müh auf mich zu nehmen
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewol ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

Calliste.

O Leser, stelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz sich längst ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte;
Die stell' itzt deinem Geiste dar
Und fühl' es recht, wie schön sie war.
Die, deren Schicksal ich erzähle,
Calliste, groß durch ihren Stand
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt holen.
Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend ingeheim Callistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an.
Er kam. O wär' er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm und streift ihn ängstlich auf
Und forscht, von Lieb' und Ahnung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.
Callistens Freundin sieht ihn zagen
Und sagt's ihr, heimlich sagt sie's ihr.
„O", spricht sie, „lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen;
Und schlüg' er zweimal fehl, so werd' ich doch nichts sagen,
Ich weiß, er meint es gut mit mir."

Der Arzt sprach noch: „Das wollen wir nicht hoffen“
Und schlug, und rief: „O unglücksel'ger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!“
Und taumelte, bis er daniederlag.
Sie, noch für den besorgt — kann man was Edlers denken? —
Der so gefährlich sie verletzt,
Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bei allem Schmerz gesetzt.
Doch dies war nur geringes Leiden;
Die Aerzte sahn nunmehr die tödliche Gefahr
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden,
Weil sonsten keine Rettung war:
Und ohne sich darüber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schönen Arm schon dar
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der schuld an diesem Unglück war.
So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn für so viel Schmerz der Lohn? —
Sieh nur den Doctor an, sein Schrecken sagt dir's schon.
Er sieht den Brand und spricht mit bangem Ton:
„Sie können länger nicht als noch drei Tage leben.“
O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist!
Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
„So“, sprach sie, „sterb' ich denn? Wohlan, er ist nicht schuld;
Er würde gern für mich erblassen.
Gott hat's verhängt, Gott ehr' ich durch Geduld
Und bin bereit den Augenblick zu sterben.“
Der Wundarzt trat indem herein.
„Sie aber“, fuhr sie fort, „setz' ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich sein.“
Sie sprach's und schlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein paar geschickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt' er selbst die Dame ziehn.

Er legte bald sein Misvergnügen,
Bald seinen Beifall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf itzt bei des einen Zügen,
Und billigte darauf des andern seinen Schlag.
Der eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
„Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn du's so gut verstehst?“ sprach der erzürnte Knabe;
„Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?“
Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun als ob sie das, was du verstehst, verstünden,
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bei deinen Fragen hurtig da,
So kannst du mathematisch schließen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wiederkam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater“, rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag' ich's Euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war als Euer größtes Pferd.“ —
„Das“, sprach der Vater, „nimmt mich wunder.
Wiewol ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn;

Wir, zum Exempel, gehn itzunder
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn,
Wir müssen selbst darüber gehn,
Die hat dir manchen schon betrogen;
Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein:
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein."
Der Bub erschrak sobald er dies vernommen.
„Ach", sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich daß er gewesen wär'?
Wie Euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wol beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war."
Sie gingen noch ein gutes Stücke.
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater", fing er an, „der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb."
Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater", spricht er, „seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen;
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß wie alle Hunde sind."

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt;
Lüg auch, und mehr als er, und such' ihn zu beschämen,
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bei Hofe war —
Bei Hofe? was? bei Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,

Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bei Hofe nöthig wäre? —
Was ein Poet bei Hofe nöthig ist?
Ja, Freund, du hast wol recht zu fragen.
Mich ärgert's, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen liest.
Was ist's denn nun mit zehn Racinen
Und Molièren? Nichts, gar nichts; der eine macht,
Daß man bei Hofe weint, der andre, daß man lacht:
Das heißt dem Staate trefflich dienen!
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht!
  Doch auf die Sache selbst zu kommen:
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bei Tag im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? — Das kann wol möglich sein;
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund' und Gönner sein.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag' ich weder Ja noch Nein.
  Gnug, der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, das man wohl merken muß:
Doch gab die Königin, den Schlaf ihm zu versüßen,
Ihm im Vorbeigehn einen Kuß.
„Was“, rief ein Prinz, „den blassen Mund zu küssen!“ —
„Blaß“, sprach die Königin, „blaß ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem blassen Munde
Mehr Schönes oft in einer Stunde
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.“

Die Misgeburt.

  „Frau Orgon“, rief die Frau Gevatterin,
„Ach wüßten Sie wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wol entdecken;
Allein Sie müssen nicht erschrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerin;
Lucinde, daß ich's kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht

Ein Kind, verzeih mir's Gott! mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind geboren.
Die stolze Frau! Ich richte nicht,
Allein ich weiß, daß nichts umsonst geschicht.
Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe,
Ich wünsch' es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährt's, gedenken Sie an mich.
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für sich!"
Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden.
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden
Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn. —
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen? —
Nein, denn sie fängt schon an sich bestens zu empfehlen. —
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn? —
Vielleicht weil beide sich von nichts zu reden schämen. —
Deswegen? Nein, das glaub' ich nicht;
Wie sollten dies sich Weiber übel nehmen,
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft tagelang von nichts mit großen Männern spricht! —
So ist Frau Orgon schon gegangen? —
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: „Frau Schwester, noch ein Wort."
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob sie — „Lucinde — wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergib mir meine Sünde,
Nichts von der Misgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß:
Bedenken Sie wie das erschrecklich lassen muß!
Allein Lucinde will's verhehlen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn."
Dorinde sagt's ihr zu. Und doch soll mir's nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit sobald sie kann erzählen,
Weil jene sie zu schweigen bat.
Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
Erst hat das Kind nur Hasenohren;
Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden ist's noch viel zu schön geboren,
Und weil sie was verbessern muß,
Thut sie dem Kinde den Gefallen
Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.

Eh noch der Nachmittag verstrich,
Ließ das Geheimniß sich auf allen Gassen hören.
Die alten Mütter kreuzten sich
Und suchten schon recht mütterlich
Durch dieses Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach
Von diesem Wechselbalge sprach;
Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
Schon für die Wahrheit der Geschichte.
Sobald als dies der Magistrat erfuhr,
Schickt' er den Physikus zu dieser Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren
Als sie bei andern Kindern sind.
Das war die Misgeburt, der man so mitgefahren.

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünscht seist du, gemeine Sage,
Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuser fliegt
Und, wenn sie's dreimal sagt, von neuem dreimal lügt!
Ein giftig Weib was kann die nicht erzählen,
Zumal wenn es der armen Freundin gilt,
Ein giftig Weib — Doch nein, ich mag nicht schmählen,
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie andre schilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze
Und sah am Rande Gänse gehn
Und konnt' aus angebornem Witze
Der Spötterei unmöglich widerstehn;
Sie hob den Hals empor und lachte dreimal laut
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat und mit Geschrei und Lachen
So glücklich ist ihm Luft zu machen.
Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
„Was", sprach sie, „hast du uns zu sagen?" —
„Ach nichts! Ich hab' euch zugesehn,

Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt' ich euch nur fragen." —
„Das", sprach die Gans, „will ich dir gerne sagen,
Allein du mußt mit mir spazieren gehn."

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größre schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt,
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt;
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben,
So laßt euch nichts daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht um andre klug zu machen
Das Amt des Albernen gewählt —
Wer kennt nicht Till's berühmten Namen? —
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
„Warum", fing einer an, „gehst du bergan so froh,
Bergunter so betrübt?" — „Ich bin", sprach Till, „nun so.
Wenn ich den Berg hinuntergehe,
So denk' ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein wenn ich berganwärts gehe,
So denk' ich an das Thal, das folgt, und faß' ein Herz."

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern' so klug wie Eulenspiegel sein,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz losprocessirte,
Half, weil man ihn um seinen Beistand bat,
Die Unschuld zweer Diebe retten
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur
Uud durch den Schwur aus ihren Ketten. —
Das arme Volk! Da sieht man's nun,
Wie man der Welt kann unrecht thun!
Denn wär' er nicht so treu die Sache durchgegangen,
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen. —
Itzt waren sie nun beide frei
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für seine Treu
Und zahlten ihm was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten,
Und schwuren ihm bei ihrer Ehrlichkeit,
Wenn bessre Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreit,
Ihn reichlicher belohnen wollten.
Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil sie so gut bezahlet hatten.
Dies kam den Herren gut zu statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht
Und knebelten den lieben Wirth im Bette,
Und stahlen das, was sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf gingen sie zu ihm vors Bette
Und nahmen höflich Gute Nacht.

Der Wucherer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwor es oft — allein durch Gottes Segen;
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme baun.
Indem er nun den Bau zu Stande brachte
Und vor dem Hause stund und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte,
Ging ein verschmitzter Freund vorbei.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt' ihn mit freudigem Geschrei,
Ob's groß genug für Arme sei.
„Warum nicht?“ sprach der Freund, „hier können viel Personen
Recht sehr bequem beisammen sein;
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die Ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein.“

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten,
Der Tod der Mücke heischt mein Lied;
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb und die verschied.
Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein,
Entschloß sich, that drei gute Züge
Und sank vor Lust ins Glas hinein.
Die Mücke sah die Freundin liegen;
„Dies Grabmal“, sprach sie, „will ich scheun.
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.“
Allein verblendet von dem Scheine
Ging sie der Lust zu eifrig nach,
Verbrannte sich die kleinen Beine
Und starb nach einem kurzen Ach. —

Ihr, die ihr, euern Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt,
Ruht wohl, und laßt zu euern Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche ging des Armen Bitten ein. —
Denn gleich aufs erste Wort? — Ach nein,
Er ließ ihm Zeit erst Thränen zu vergießen,
Er ließ ihn lange trostlos stehn
Und oft um Gottes willen flehn
Und zweimal nach der Thüre gehn,
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn — denn dafür war er ein reicher Mann —
Bei jeder Post gebietrisch schnaubend an;
Dann fing er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dies Procent zog er gleich ab,
Indem daß noch der Reiche zählte,
So trat sein Handwerksmann herein
Und bat, weil's ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig sein
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
„Ihr kriegt itzt nichts!“ fuhr ihn der Schuldherr an;
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu widerholten malen,
Ihm die paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: „Geht fort, Ihr Schelm, Ihr Dieb!“ —
„Ein Schelm? dies wäre mir nicht lieb.
Ich werde gehn und Sie verklagen;
Amynt dort hat's gehört.“ Und eilends ging der Mann.

„Amynt", fing drauf der Wuchrer an,
„Wenn sie Euch vor Gerichte fragen,
So könnt Ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar sein
Und Euch statt zehn gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dies würde mir ein ew'ger Vorwurf sein.
Kurz, wollet Ihr mich nicht als Zeuge kränken,
So will ich Euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt Ihr gleich aus aller Eurer Noth." —
„Herr", sprach Amynt, „ich habe seit zween Tagen
Für meine Kinder nicht satt Brot;
Sie werden über Hunger klagen
Sobald sie mich nur wiedersehn,
Es wird mir an die Seele gehn;
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen.
Allein ich will's mit Gott ertragen.
Streicht Euer Geld, das Ihr mir bietet, ein
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu sein.

Herodes und Herodias.

Freund, wer Ein Laster liebt, der liebt die Laster alle;
Wer Ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit. —
O, sprichst du, welche Sittenlehre
Gibt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd' ich deswegen wol der Mordsucht eigen sein? —
Ich glaub' es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerei sei kein Verbrechen,
Wird, wenn's dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der größte Bösewicht,
Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen;
Verletze nur mit Vorsatz Eine Pflicht,
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.

Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt gibt.
Doch darfst du Ein Gebot verletzen,
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn:
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?
O merk' es dir, noch unschuldsvolle Jugend,
Ich bitte dich, o merk' es dir:
Es gibt nicht mehr als Eine Tugend
Und als Ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heil'gen Pflichten
Dich in und außer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft,
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft;
So oft du's wagst, nur eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:
So schwächst du aller Tugend Kraft
Uud bist, bei hundert guten Thaten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.
O Jugend, faß doch diese Lehren!
Itzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sei niemand eifriger als du!
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte;
Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön;
Sie wird bei widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn;
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn
Und in die Welt der sel'gen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten;
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern sein,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Mensch, ist dir dies Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu sein?
Nunmehr mag uns ein wahres Beispiel lehren,
Wie alle Laster sich von Einem Laster nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem sie sich vermählt,
Und hing an seines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit und nicht für Unzucht hielt.
Doch laßt die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt; er sieht es und spricht kühn:
„Du hast des Bruders Weib: dies, Fürst, ist ein Verbrechen!“
So redt ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht;
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig,
Er fürchtet Gott mehr als den König
Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.
So dreist sprach Zachariä Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt' ihn daraus erretten;
Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frei an Ketten
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frei indeß Johannes auch gesprochen,
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dies Herz noch lieben
Und sich, daß er's nicht hat noch hassen kann, betrüben.
Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu sein,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen:
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? — Nein;
Doch laßt nur einen Umstand kommen,
So wird er's doch aus Wollust sein.
Kein Laster herrscht jemals allein,
Und du begingst vielleicht wie er das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.
Der Fürstin Tochter tanzt an einem Freudenfeste.
Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke
Und bitte was du willst; für meine Lieb' und dich
Ist nichts zu groß und nichts zu königlich.“

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias und fragt: „Was soll ich bitten?“ —
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt.“ —
O Gott! wer hätte das geglaubt!
Ist für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Findt, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen!
Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hat's nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?
Gebeut, sprach seine Brunst; und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald, nach leichter Gegenwehr,
In Einem Laster alle siegen.

Der Freigeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet,
Ihr, die ihr dem gehorsam seid,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freigeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Ist's möglich, sich so zu betrügen?
Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr sucht die Ruh, und findt sie in der Last,
Haßt was ihr liebt, und liebet was ihr haßt!
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freiheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frei zu sein sich erst an Ketten binden.
Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht;
Folgt der Natur, genießt was sie euch schenket;
Sucht nichts als was ihr wünscht, flieht nichts als was euch kränket;

Denkt frei, und lebet wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf' auf Erden,
Von diesem reißt euch los; er weiß nicht was er glaubt,
Hält seinen Trieb für unerlaubt
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Milzsucht raubt;
Sonst würd' er nicht so abergläubisch werden.
Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht;
Sie glauben es aus Trägheit, nichts zu prüfen,
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben reich an Müh,
Und Räthsel, die wir aufzuschließen
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wissen was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.
Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht
Und schuf den Himmel und die Hölle;
Setzt die Vernunft an ihre Stelle,
Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein, ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze;
Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Gesetze:
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht. —
Dies war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freigeist sein System erwies,
Die Tugend von dem Throne stieß,
Um nur sein Laster draufzuheben.
Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.
Sein Ende kam; und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,

Fing an der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal „Du christlich Thier“ gesagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So stark sind eines Freigeists Lehren!

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen,
Oront, der sich dies Glück, so arm er war, erstrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.
Oront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn
Und frei im Geist den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
„Ach!“ sprach Oront nach zärtlichem Umfassen,
„Ich sterb'; und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund, dir hinterlassen:
Dir lass' ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernähren;
Denn du verdienst, daß sie dir angehören.“

Die Gutthat.

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten sein
Und lieber minder sich ergetzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!
Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
„Nun“, sprach sie, „hab' ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu'.“
Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen
Und fühlte recht des Armen Noth;
Sie weinte, ging und gab dem Armen —
Ein großes Stück verschimmelt Brot.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht', inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathsstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch und las sie mit Vergnügen.
„Es kränkt mich", fing er an, und nahm ihn bei der Hand,
„Daß ich Sie eher nicht gekannt;
Ich lieb' und ehre den Verstand:
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen."
Er sprach darauf mit ihm; und was der Jüngling sprach,
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach
Und werth, die andern zu regieren.
„Ach", sprach der Gönner ganz erfreut,
„Nun kenn' ich Sie; das Amt ist Ihre."
Und in der größten Freundlichkeit
Ging er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. „Nein", sprach der wackre Mann,
„Nunmehr sei dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke gibt, nimmt sie auch wieder an.
Ihr Herz ist schlecht." Hier griff er nach der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

Zwei Mädchen brachten ihre Tage
Bei einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh;
Kaum krähte noch der Hahn bei frühem Tage,
So rief sie schon: „Steht auf, ihr Mädchen, es ist spät,
Der Hahn hat schon zweimal gekräht!"

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten —
Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen gibt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt —
Die wandten sich in ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.
Ich hab's gedacht. Du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn;
Und ihren Zorn sich zuzuziehn
Ist leider eine leichte Sache.
Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt;
Die Mädchen thaten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.
Allein was half's den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt' ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr:
Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt' in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär';
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte,
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn,
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz,
So lern' die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinnen trügen.
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz

Und das Vergnügen kein Vergnügen:
Sobald du dieses glaubst, so nimmt kein Glück dich ein
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden sein. —
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr? —
Du sollst es gleich bewiesen sehen,
Denn Epictet stellt dir ein Beispiel dar.
Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweimal sehr heftig auf das Bein.
„Herr", sprach der Philosoph, „ich bitt' Ihn, laß Er's sein,
Denn sonst zerschlägt Er mir das Bein!" —
„Gut, weil ich dir's noch nicht zerschlagen habe,
So soll es", rief der Herr, „denn gleich zerschlagen sein."
Und drauf zerschlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, anstatt sich zu beklagen,
Fing ruhig an: „Da sieht Er's nun!
Hab' ich's Ihm nicht gesagt, Er würde mir's zerschlagen?"

Dies, Mensch, kann Zenon's Weisheit thun!
Besiege die Natur durch diese starken Gründe,
Und willst du stets zufrieden sein,
So bilde dir erhaben ein,
Lust sei nicht Lust und Pein nicht Pein. —
Allein, sprichst du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieser Meinung sein? —
Das weiß ich selber nicht; indessen klingt's doch fein:
Trotz der Natur sich stets gelassen sein.

Alpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß
Als daß er vornehm trank und aß
Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt' er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stünde wo sein Christoph steht
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz trotz seinem Stolz erkühnt
Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.

In ebendieser Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte
Und durch sein Lied unsterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
„Sie können“, sprach der große Mann,
„Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen.“ —
„Mein Herr“, rief der Poet, „es geht unmöglich an;
Ich hab' aus Eigensinn einst ein Gelübd' gethan,
Nur das Verdienst, und nie den Namen zu besingen.“

Das Hospital.

Elmire war zur Witwe worden
Und nahm sich vor nicht mehr zu frein. —
Allein sie war noch jung. Was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, sie könnte wieder frein.
Der Witwenstand ist ein betrübter Orden! —
Elmire sah's, und schritt zur zweiten Wahl.
Allein sie war das erste mal
Nicht gar zu wohl verwahret worden;
Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
Daß es viel böse Männer gibt.
Elmire that daher ein feierlich Gelübd',
Indem sie sich zur zweiten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun;
Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder traun.
O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann,
Fromm wie ein Kind, gefällig wie die Freude,
Und der auf nichts als ihr Vergnügen sann:
Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen!
Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.
Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
Doch nein, Elmire kömmt und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Maurer auseinandergehen. —
Wie! sollt' es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht möglich sein, sie sind ja kaum getraut! —
Nun, kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.

Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!
Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu frein.
Und doch war sie nach zweiundfunfzig Wochen —
Der Bau muß ja vollendet sein! —
Bereits das dritte mal versprochen.
O, das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke seiner Frau erfüllt' er als Befehle:
Kurz, beide waren recht Ein Herz und Eine Seele. —
Die gute Frau! ich gönn' ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen;
Sie fing nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum, und hätt' es selbst gethan;
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweimal sich irren kann! —
Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch so liebenswerth
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja sein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh' Elmiren kommen;
Wie freundlich sieht sie diesmal aus!
„Ach, Meister, fördert doch das Haus!
Warum habt Ihr's denn angenommen?
Ich geb' Euch ja das Geld voraus;
Laßt doch noch mehr Gesellen kommen.“ —
Ei, das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun;
Das muß ein rechter Ehmann sein! —
Die Maurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn;
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man sieht's ihr an, sie hat etwas zu sagen.
Vielleicht sah sie die Maurer müßig stehn,
Denn leider pflegt's so herzugehn;
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn:
Das sollte mich doch selbst verdrießen.
Itzt öffnet sie den Mund, nun wird sich's zeigen müssen.
„Ach“, fängt sie heftig an zu schrein,
„Hört auf, und reißt den Plunder ein!
Ich lasse keinen Stein mehr tragen;

Wofür verbaut' ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre gibt's nicht auf der Welt."
Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Witwer.

In Poitou — ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt —
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben.
Allein man merk' es wohl, man ist in Poitou;
Da geht es wenn sie Leichen haben
So prächtig wie bei uns nicht zu;
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöcken,
Und trägt den Sarg ohn' ihn erst zuzudecken
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort.
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg ging dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt' ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: „Wohin wollt ihr mich tragen?" —
Hier, däucht mich, hör' ich viele fragen:
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wiederzubekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wol gewesen sein? —
Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie zum zweiten mal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr von neuem das Geleite
Und ging gesetzt an seiner Gattin Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein sobald er nur die Hecke wieder sah,
So wies er erst wie viel sein Herz empfände;
Er rang mit Thränen beide Hände.
„Ach", rief er aus, „da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!"

Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preist,
Daß er als Prinz Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach wie vor ihr Kind mit ihren Brüsten
Und glaubten, daß sie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Khan fing an sich zu entrüsten,
Gab ein sehr scharf Mandat und schwur,
Daß jede Frau vom Stande sterben sollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn,
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang' erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.
Die meisten fingen an dem Khan den Tod zu schwören.
Einst als der Tartarfürst sich ganz allein befand,
Kam mit dem Degen in der Hand
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt
Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
„Hör' auf mein Kind mir abzudringen,
Sonst bin ich hier dich umzubringen;
Ich säug' es selbst, und säug' es mir zur Lust:
Deswegen hab' ich diese Brust;
In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürst, kein Thier beschämen."
Der gute Tartarfürst erschrak
Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,
Den europäischen Geschmack
In seinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stück Pistolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er ließ nach ein'ger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte,
So fragt' er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte.

„Hier", sprach der junge Prinz erfreut,
„Hier hab' ich meine ganze Kasse;
An den zweihunderten fehlt nicht ein einzig Stück."
Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld und warf es auf die Gasse.
„Lernt, Prinz", fing drauf der Oheim an,
„Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann."

Das neue Ehepaar.

Nach so viel bittern Hindernissen,
Nach so viel ängstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müssen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
Das, wenn's ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.
Sie, die sich hart bedroht als Liebende geküßt,
Die küßten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem sie neid'scher Feinde List
Und strenger Aeltern Zorn liebreich besänftigt hatten.
Wer war nach langer Jahre Müh
Nun glücklicher als er und sie?
Denn, was man liebt, geliebt besitzen können,
In einem treuen Arm sich seines Lebens freun,
Ist, Menschen, dies kein Glück zu nennen,
So muß gar keins auf Erden sein! —
Hier wett' ich wol, daß mancher heimlich spricht:
Der gute Mensch versteht es nicht;
Denn wär' die Lieb' ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erlesnes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt. —
Ich glaub' es, lieber Freund; allein sich so vermählen
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein,
Das heißt mit weitgetrennten Seelen,
Ein Leib in Einem Hause sein. —
Ein unverhofftes Glück begegnet unsern beiden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll itzt auf kurze Zeit
Von seiner theuern Gattin scheiden,

Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.
Von heißen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt sich länger noch zu küssen,
Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach:
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach.
Er stieg nunmehr ins Schiff — wie oft sah er zurücke! —
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel — hör' ich sie noch an dem Ufer flehn —
Bring meinen Mann gesund zurücke!
Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: „Bald, Doris, werd' ich kommen."
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen,
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß wider sein gegebnes Wort
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er sie wiedersäh' und küßte.
Die junge Frau, die, wenn die Sonn' entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich
Und gern am Ufer sich verweilte,
Ging itzund an der Freundin Hand,
Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.
Sie redten. — Und wovon? Erräthst du dies noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht,
So bist du auch nicht werth den Inhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris' Wünsche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sie selber offenbaren,
Und für die andern schreib' ich nicht. —
Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach
Von ihres Gatten Ankunft redte
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte;
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ

Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte
Und den Gefangnen Hülfe schickte;
Indem sie dies im Geist von ihrer Erbschaft that
Und in ihr Glück vertieft ans Ufer näher trat:
Fing ihre Freundin an: „Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen! Wie, wenn's voll Juwelen wäre?
Ach, Doris, wäre das nicht schön?
Allein ich sag' es dir, ich hab's zuerst gesehn,
Und kömmt es an den Strand geschwommen,
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald niederkommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter sein,
Dann bind' ich dir drei Schnuren Perlen ein.“
Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
„Es nähert sich“, fing jene wieder an.
Doch wie erschraken sie, als sie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn.
„Wer weiß“, sprach Doris, welcher schon
Die Thränen in den Augen stunden,
„Wer weiß, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einz'ger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten Alten beide
Ihn zu empfangen fertig stehn
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie für ihn erwählt und treulich für ihn hüten?
Gott geb' es nicht, daß sie den Anblick sehn!
Wer weiß, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müssen?
Wer weiß, wie vielmal er bethränt
Eh er noch starb das arme Weib erwähnt!
Doch, Freundin, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.“
Dies sagte sie und ging, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundin sah ihn an und schrie mit Ungestüm:
„Mein Vetter!“ und fiel neben ihm.
Auf dies Geschrei kam Doris wieder,
Der lieben Freundin beizustehn.
Ach, Doris, ach! was wirst du sehn!
Sie sieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,

Und stirbt an seiner starren Brust.
Indeß erwacht die Freundin wieder
Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Gesichte,
Und niemand fragte, was geschehn;
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und schmeckt das Glück, um andre sich zu quälen!
Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn,
Und leidet mit bei fremden Schmerzen;
Dies Mitleid heiligt unsre Herzen
Und heißt die Menschenlieb' in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sei dir dein Glück beschert! —
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
„Gottlob!" fing unser Jüngling an,
„Daß ich die Stadt schon sehen kann.
Allein der Berg ist steil; o wär' er schon erstiegen!"
Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß;
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
O, dacht' er, weil ich doch sehr lange steigen muß,
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen. —
Er aß und fand die Frucht vortrefflich von Geschmack
Und füllte seinen Reisesack.
Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
„O Freund", rief einer von den Höhen,
„Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen,

Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt;
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen;
Steig leer, und steig beherzt, und gib dir alle Müh,
Denn unser Glück verdienet sie."
Er stieg, und sah empor wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel, ach, es war noch weit!
Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh versüßte.
Er sah bald in das Thal und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja ja, er mag es überlegen.
Steig, sagt ihm sein Verstand, bemüh' dich um dein Glück! —
Nein, sprach sein Herz, kehr' in das Thal zurück,
Du steigst sonst über dein Vermögen;
Ruh' etwas aus, und iß dich satt,
Und warte bis dein Fuß die rechten Kräfte hat! —
Dies that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu gehn und schien sich stets zu matt;
Das erste Hinderniß galt auch die andern male:
Kurz, er vergaß sein Glück und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und sehn darauf nach ihren Lüsten
Und nehmen ihre Lüste mit;
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück,
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh um ein unendlich Glück.

Crast.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war als er und keinem Guts erwies,
Dorant beschloß bei seinem Sterben,
An seines Vetters Statt Crasten zu erfreun,
Und setzte diesen Freund, der's würdig war, zum Erben
Von zwanzigtausend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte
Als ob Craft, der so rechtschaffne Mann,
Das Testament erschlichen hätte,
Fing einen Streit um dies Vermögen an
Und lief, von Neid und Geiz durchdrungen,
Mit schrecklichen Beschuldigungen
Und mit Geschenken vor Gericht;
Allein so oft auch die das Recht erzwungen,
So siegten sie doch diesmal nicht.
Craft gewann. „Doch dich“, spricht er, „zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht,
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte schenk' ich dir, um dich zu widerlegen;
Zweitausend Thaler sollen mein,
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen sein.
Verdien' ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?“

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sahn,
Ging stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß — wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan! —
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sah's und lachte:
„Wer“, sprach er, „würd' es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh' den ganzen Tag und stoß' an keinen Stein.“ —
„Schweig“, rief das Pferd, „du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.“

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte —
Denn müßig gehn, wenn man's nicht recht versteht,

Ist schwerer als man denken sollte —
Cotill ging also vor die Stadt
Und machte sich etwas zu schaffen;
Er ging und schlug im Gehen oft ein Rad.
„O", schrie man, „seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen;
Ihr Kinder, zischt den Narren aus!"
Allein Cotill ließ sich dies alles nicht verdrießen;
Kurz es gefiel ihm so: er ging vors Thor hinaus;
Man mochte was man wollte sagen,
Er fuhr doch fort im Gehn sein Rad zu schlagen.
„Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!"
Fing endlich einer an zu fluchen;
„Ich möcht' es doch bald selbst versuchen!"
Er sagt' es kaum, als er's schon that.
„Nun", sprach er, „seh' ich wohl, wieviel man Vortheil hat:
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte;
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat."
Den Tag darauf kam schon der dritte
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;
Man fragte stark nach dem Erfinder
Und lobt' ihn endlich öffentlich.

Nimm alles vor, es sei so toll es will,
Heiß anfangs närrisch, wie Cotill:
Dein Beifall ist drum nicht verloren;
Sei nur beherzt, und spare keinen Fleiß:
Ein Thor findt allemal noch einen größern Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weiß.

Der beherzte Entschluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der — denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat? —
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durchs Schwert davonzutragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende

Und wünschte, daß er noch beim König Gnade fände.
Besonders ging sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah,
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,
Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
„Ach Himmel! ist's nicht ewig schade?
Der schöne lange Mensch! Was für ein fein Gesicht
Und was für Augen hat er nicht!
Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
Die Straf' ist in der That zu groß;
Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
Ich bitt' ihn frei; ich will ihn nehmen.“
Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
Indem Johann schon niederkniete.
„Johann“, fing drauf der Richter an,
„Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dies Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst, so schenk' ich dir das Leben.“
Johann erschrak und sah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
„Ja“, sprach er, „Euer Dienst ist groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen;
Ich seh's Euch an! Was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm' ich doch der Qual auf einmal los.“

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte
Und, wie die Aeltern ganz wohl sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.
Der Alte war von Herzen froh
Und lobt' ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heil'gen Lorberkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegenglänzen.

„O“, hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an,
„Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein“ — „Nun gut“, sprach der gelehrte Mann,
„Sind sie nach Seinem Sinn gewesen,
So muß Er sie noch zweimal lesen;
Doch sind sie Ihm nicht gut genug gewesen,
So sag' Er's ja den Klugen nicht;
Denn sonst errathen sie, woran es Ihm gebricht,
Und heißen Ihn die Zeitung lesen.“

Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bei ihm zu Tische bleiben sollte.
Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schließen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich soll's nicht wissen;
Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wol meinetwegen hier? —
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bei dem Glase Wein
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.
„Mein Herr“, fiel ihm der Vater ein,
„O denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre;
Mein Kind kann wirklich noch nicht frein,
Sie ist zu jung, sie ist erst vierzehn Jahre.“
Indem er dies noch sprach, trat Fiekchen selbst herein
Und trug ein Essen auf. „Was?“ fing sie an zu schrein,
„Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt' erst vierzehn Jahre sein?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.“ —
Ließ sie der Vater denn nicht frein?
Das weiß ich nicht; doch nein, ich will's nur sagen,
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wol selbst junge Mädchen sein;
Die zu beruhigen, will ich's aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich und ließ die Tochter frein.

Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht weil gleich ihr Informator schlief,
Geriethen beid' an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
„Ach, Bruder", sprach der kleine Bube,
„Was meinst du, ist das Loch wol tief?
Ich hätte Lust" — „Was? Lust hineinzuspringen?
Du mußt doch ausgelassen sein!
Versuch' es nicht und spring hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wol erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden
Und kindisch Schnee und Eis durchwaten.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein,
So hast du's da erst auszubaden."
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen!"
Und kurz und gut, er sprang hinein
Und ließ sich's wohl in seiner Grube sein.
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen,
So sprang der Philosoph so gut wie er hinein.

Dies ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das was man lassen soll
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
Sie sind von besserm Thon als wir;
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse;
Uns Armen ist die Thorheit süße,
Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern sehn
Und denken nicht daran daß wir uns so vergehn;
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan,
So stund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr das war ein andrer Mann!
Der hatte recht auf seinen Text studiret
Und Gottes Wort, wie sich's gebühret,
Bald griechisch bald hebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschändiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.
„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt' Er nur Bericht,
Wir mögen diesen Herrn nicht haben.“ —
„So sagt doch nur, warum denn nicht?“ —
„Er hört's ja wohl: er hat nicht solche Gaben
Wie der verstorbne Herr.“
Der Amtmann widerspricht,
Der Suprindent ermahnt; umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion sein und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.
Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt;
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!
Man öffnet den Befehl, und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.
Der Suprindent fing an die Bauern zu erbaun
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
„Herr Doctor“, fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
„Wozu soll diese Sanftmuth dienen? —
Ihr Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu, ich will mein Amt verwalten:
Ihr Ochsen, die ihr alle seid,

Euch Flegeln geb' ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu euerm Pfarrn behalten;
Sagt's, wollt ihr oder nicht? denn itzt sind wir noch da."
Die Bauern lächelten: „Ach ja, Herr Amtmann, ja."

Der Freier.

Ein Freier bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
„Ich will dir zwei", versetzte jener, „sagen;
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.
„Die erste hat nebst einem Rittersitze
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht,
Sie spielt den Flügel schön, und kann vortrefflich singen,
Und malet so geschickt als es die Kunst begehrt,
Und in der Wirthschaft selbst gibt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth;
Allein bei aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.
Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben
Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehn;
Doch bei Verstand und einem stillen Reize,
Der ohne daß sie's sieht gefällt,
Besitzt sie, frei von Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du wol, wenn dich die erste haben wollte?" —
„Ach", fing der Freier an, „wenn dies geschehen sollte,
So spräch' ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu sein."

Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohlbekannt, bei seinen Büchern lebte
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt,

Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm redte,
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte.
„Ich", sprach Emil, „will lieber daß man fragt,
Warum man mich doch ohn' ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt, warum man mir ein Amt gegeben."

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt' auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.
„Was heißt es denn", sprach drauf der Knabe,
„Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha ha, nun fällt mir's ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab' ich nicht gethan:
O, bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu'."
Und hurtig hielt er sich die Augen beide zu
Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen. —
Der Narr! was sah er denn? — Das alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

Ihr Meister in der Kunst zu lügen
Rühmt euern Witz, schlau zu betrügen;
So viel ihr uns davon erzählt,
So wett' ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt!
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

In London saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube
Und that auf seinen Leib dem einen ein Gebot;
Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel holen sollte,
Eh er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.
„Herr“, schrie der andre Delinquent,
„Sagt, wie Ihr um den Kerl so lange handeln könnt?
Laßt seinen magern Leib den Raben.
Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr sollt mich haben.
Und wißt Ihr, was Ihr geben sollt?
Ich will es billig mit Euch machen:
Drei Gulden. Bin ich todt, so schneidet wie Ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen.“
Kaum hatt' er noch das Geld empfangen,
So rief der witz'ge Delinquent:
„Gelogen! Herr, seht zu, wie Ihr mich kriegen könnt;
Ich werd' in Ketten aufgehangen.“

Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist in einer weißen Tracht
Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
Und ging mit ihr auf einen wüsten Platz.
„Frau“, sprach der Geist, „hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab und wirf es auf den Platz,
Und morgen um die zwölfte Stunde
Komm her, dann findest du ein Licht,
Dem grabe nach; doch rede nicht!
Denn geht ein Wort aus deinem Munde,
So wird der Schatz verschwunden sein.“
Die Frau fand zur gesetzten Stunde
Die Nacht darauf sich mit dem Grabscheit ein. —
Nun, die muß recht beherzt gewesen sein!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt' ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund;

Und wenn's der Geist recht ehrlich mit mir meint,
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben. —
Der Frau verschlug das nichts; sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bei sich selbst, beileibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort!
Sie hält was sie sich vorgenommen.
Sie schweigt und gräbt getrost. — Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen;
Hier liegt der Schatz, das dacht' ich wohl.
O seht, ein großer Topf von lauter Golde voll! —
O wenn sie doch dasmal nicht redte
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte!
Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Platz? —
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
„Ach", rief sie schnell, „ich muß mich schämen
Sie zu bemühn" — Weg war der Schatz.

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schönen,
Nur nicht den Trieb sich selber gern zu sehn
Und zu bewundern, abgewöhnen. —
Dies ist der Ton, aus dem die Männer schmähn!
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euern Spiegeln stehn;
Ich lass' es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wol machen?
Beständig tändeln, ewig lachen,
Und stets nach den Verehrern sehn?
Das wäre ja nicht auszustehn!
Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
Bespiegelte sich oft, und musterte das Haar,
Und besserte wo nicht das mindste fehlte.
Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmählte:
„Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehn?
Ich geb' es zu, Ihr seid recht schön,
Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn
Verräth ein gar zu eitles Wesen." —
„Herr Autor", sprach sie, „der Ihr seid,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen
Und gern im Spiegel sehn — ist beides Eitelkeit."

Alcest.

Alcest, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er sich nicht zu dem Laster schickte
Noch sich vor reichen Thoren bückte,
Bei Fleiß und Kunst sich elend sah,
Stund neulich traurig auf. — Freund, geht dir dies nicht nah,
Daß viele Kluge darben müssen,
Blos weil sie mehr als andre wissen
Und, zu Betrug und List zu blind,
Zu groß zu Prahlerei und Wind,
Nicht knechtisch gnug zu Schmeichlern sind?
O Freund, bedaure doch Alcesten,
Ihn, den itzt schwere Sorgen preßten,
Ihn, der von einem Buch beschämt zum andern schlich
Und doch dem Kummer nicht entwich,
Ihn, der sich laut durch manchen Trostgrund lehrte
Und doch sein Herz viel lauter seufzen hörte,
Der herzhaft zu sich selber sprach:
„Gott lebt, Gott herrscht und hört dein Ach,
Er hört, so groß er ist, der jungen Raben Flehen,
Drum ist er nicht zu groß, auch dir mit beizustehen",
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dir's künftig gehen!
Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn welch bekümmert Herz besiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der starken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in seine Leidenschaft
Um jener Macht nicht zu empfinden. —
Alcest beschloß zu seinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht gesehn.
„Er", sprach er, „ist es werth", und fing schon an zu gehn,
„Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damon's Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht."
Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht und hoffend seine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt wie sehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.
In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,

Tritt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten;
Alcest erschrickt. „Gott, was soll das bedeuten?“
Er tritt herein, und seht, man bahrt den Damon auf!
Er kehrte von dem todten Freunde
Nach einem letzten Kuß zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
„Was“, sprach er, „will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir so viel ich brauche geben.
Ihm werth zu sein, der Tugend nachzustreben,
Dies sei mein Kummer auf der Welt.“

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche —
Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt' ich's meinen Lesern an —
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann,
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.
„Als ich einmal“, so fängt mein Autor an
Nach seiner Weise zu erzählen,
„In einer Kirche saß, so fiel mir jähling ein:
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wol die frömmste Seele sein?
In dem Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen.
«Du», sprach er, «wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?»
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, sobald er dies gethan,
Ein sanfter, kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich in heil'gem Glanze stehen.
«Fang an», sprach er, «die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreimal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.»

„Ich ging, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz hart vor der Sakristei
Einmal, und noch einmal vorbei,
Weil es mir schien als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist
Und ward einmal, allein ganz kalt, geküßt.
„Ich ging darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen;
Man lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.
„Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern voll von Ernst und tiefer Weisheit sehn.
Ich blieb ein feines Weilchen stehn;
Sie sahn mich an, und machten eine Miene
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn,
Und ungeküßt mußt' ich von dannen gehn.
„Ich stellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weiße Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz, wo wohnest du?
Allein man wollt' es nicht mich zu umarmen wagen,
Und ich ging ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem daß ich noch durch die Halle schlich,
Sah mich in einem schlechten Kleide
Ein liebes Mädchen an, und seht, sie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude;
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt,
So fühlt' ich schon die sel'gen Triebe
Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz! — Ich rief es, und erwachte."

Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdrießen,
An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestäubt von seinen Büchern, an

Und eilte zu des Charon's Kahn.
„Willkommen!“ fing der Fährmann an,
Indem er sich aufs Ruder lehnte
Und bei dem Wort Willkommen! herzlich gähnte,
„Wer seid Ihr denn, mein lieber Mann?“ —
„Ein Polyhistor“, sprach der Schatten,
„Für den die Schulen Ehrfurcht hatten.“
Indem er noch vor Charon's Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpern redte
Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer seid Ihr? auch ein gelehrter Mann?“ —
„Ich zweifle sehr“, sprach er, „ob ich den Ruhm verdiene:
Ich habe nichts als mich studirt,
Nichts als mein Herz, das mich so oft verführt,
Deß Tiefe sucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht,
So hab' ich's doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.“
Der Polyhistor hört's und lacht,
Und eilt um in den Kahn zu allererst zu steigen.
„Zurück!“ rief Charon ziemlich hart,
„Ich muß zuerst den Klugen überfahren.
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten Eurer Art,
Die stolze Polyhistors waren,
Hab' ich mich schon bald lahm gefahren.“

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten;
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kukuk lustig hören,
Und er erhielt ein freudig Ach;
Die Knaben lachten laut und machten ihm zu Ehren
Das schöne „Kukuk“ zehnmal nach.

„Hörst du?“ sprach er zu Philomelen,
„Den Herren fall' ich recht ins Ohr;
Ich denk', es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.“
Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kukuk schrie sein Lied; sie gingen stolz vorbei.
Nun sang die Meisterin der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne
In einer sanften Melodei;
Sie fühlten die Gewalt der Lieder,
Damöt steht still, und Phyllis setzt sich nieder
Und hört ihr ehrerbietig zu,
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen,
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
„O“, rief die Nachtigall, „da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beifall bringt.“

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
„Ich", sprach er, „und mein Ehegatte
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ' Er sie treulich an;
Er sieht's, es sind zwei muntre Knaben,
Und freilich wird Er Mühe haben,
Allein ich will erkenntlich sein.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,
Dies laß Er sie fein fleißig treiben;
Und präg' Er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kann's Ihm nicht so recht beschreiben,
Allein Er wird mich wol verstehn;
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dies macht bei aller Welt gelitten
Und ist vor Gott im Himmel schön.
Erfüll' Er also meine Bitten!
Hier geb' ich Ihm zwei Stübchen ein,
Und was Er braucht, das soll zu Seinen Diensten sein."
Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben.
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wol mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg' itzt verdient als Staatsmann seinen Orden;
Wol mancher, der bei einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Mann geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist. —

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten.
Und dies gefiel dem Bauer sehr;
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft den Kindern zuzuhören,
Als ob's die Pflicht der Väter wär'.
Nun war ein Jahr vorbei. „Herr“, sprach der gute Bauer,
„Was soll für Seine Mühe sein?“ —
„Ich fordre dreißig Thaler.“ — „Nein,
Nein“, fiel der Alte hitzig ein,
„Sein Informatordienst ist sauer;
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah so viel als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt;
Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig gibt kein reicher Mann;
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt ich müßt' ein Gut verpfänden;
Auch das. Ist's denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daß sie's, reich und lasterhaft, verschwenden.“

Hat dies sich wirklich zugetragen? —
Ja, wirklich, glaub' es auf mein Wort;
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen,
Allein dies wär' für ihn betrübt,
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreißig Gülden gibt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren
Erschienen einst vor Charon's Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an:

„Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;
Du da in deinen schwarzen Haaren,
War dieses etwa dein Galan?
Ich möcht' es bald aus deinen Augen lesen.
Und du dort, lächelndes Gesicht,
Nicht wahr, ihr seid verliebt gewesen?
Gesteht mir's, eher fahr' ich nicht.“ —
„Mein Herr, was will Er mit der Liebe?“
Fiel ihm Elmire hitzig ein:
„Kann man denn ohne diese Triebe
Kein schön und glücklich Mädchen sein?
Was? Ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
Ich kann es Ihm durch einen Eid versichern,
Daß ich bei meinem hohen Stand,
Dank sei's der Tugend und den Büchern,
Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch' ich mehr zu sagen,
Da ich die Liebe stets verschmäht:
Verschon' Er mich mit solchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr versteht!“ —
„Ich“, sprach sie, „will's aufrichtig sagen,
Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
Mein größter Wunsch, und ich sein Glück und sein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen
Und that als wollte mich's verdrießen,
Doch in der That verdroß mich's nicht;
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte,
Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte;
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb,
Im Herzen aber war mir's lieb;
Ich ließ mich oft von ihm nachlässig überschleichen,
Und floh geschwind, und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit mich zu erreichen.
So hab' ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.“ —
„Gut“, fing der Fährmann an, „gleich wird sich's offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt;
Sobald ich meinen Kahn bewegt,
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.

Kommt, Kinder, kommt, damit wir's sehn!"
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hanns Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerlei verstund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künft'gen Tag die Bürger ein,
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen.
„In diesen Krug", war sein Versprechen,
„Kriech' ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein
Um zehn Uhr durch den Hals hinein;
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen sein."
Nun ging das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
Das soll er mir wol bleiben lassen!
Mit einem Wort, es geht nicht an,
Der dümmste Kopf muß das verstehen;
Allein acht Groschen wag' ich dran.
Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!"
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Carrossen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hanns Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
„Gesetzt auch", wandte Lady ein,
„Gesetzt dies könnte möglich sein,
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein.
Fahrt zu, Johann! itzt wird es neune schlagen."
Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt
Vor seine Bühne drängen können?

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wol leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wol ein Hanns Nord versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bei sich hat:
Er will die ganze Welt durch Goldtinctur curiren;
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstriren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studiren;
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunst zu conversiren;
Er lehrt dich ohne Müh sinnreich poetisiren,
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen.
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst und kaufst und liest,
Was denn? — daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling stritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielt's für schön, der Jüngling aber nicht
Und hatte recht es nicht für schön zu halten.
Er wies dem Alten Schritt für Schritt
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er stritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.
„Wie", sprach der Autor ganz erhitzt,
„Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie sind zu jung mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt;
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab' ich der Kunst schon nachgedacht;
Und kurz, was würden Sie wol sagen,
Wenn ich die Verse selbst gemacht?"
„Ich", sprach er, „würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelassen sagen,
Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht als alt und stolz zu sein."

Alcest.

Durch Unglück mehr als durch Versehn
Verlor Alcest im Handel sein Vermögen.
Er saß bereits der Schulden wegen;
Kein Freund erschien, ihm beizustehn,
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in den Jünglingsjahren,
Wagt's, seine Freiheit zu erflehn;
Er wagt sich zärtlich vor Valeren,
Der dem Alcest das meiste Geld geliehn,
Und bittet mit den treusten Zähren,
Die schamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freiheit zu gewähren.
„Nein", spricht Valer, „mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Bösewicht
Um so viel tausend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht,
So soll er nie die Freiheit wiederkriegen."
Bestürmt von Scham, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen:
„O Gott, was hab' ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht;
Unglücklich ist er nur, allein kein Bösewicht.
Laßt mich an seiner Statt verschließen,
Ich weiche nicht von Euern Füßen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!"
Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe
Und ward mit einemmal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
„Ich", sprach er, „habe dich durch meine Streng' entehrt;
Laß zur Versöhnung dich umarmen,
Dein Herz ist deiner Bitte werth,
Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen sein.
Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befrein?"
Der Jüngling weint.
„Hör' an, ich habe viel Vermögen
Und Eine Tochter nur, die lieb' ich ungemein.
Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein Eidam sein,
So habe sie und meinen ganzen Segen."

Die Schöne reicht die Hand dem edeln Jüngling dar,
Und o wie glücklich ward dies Paar!
Itzt aber gingen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befrein.
Erst tritt der Sohn, und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie — Doch diese Scene
Will nur gefühlt und nicht beschrieben sein.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, ging Tullius entzücket
Itzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket;
Er ging zurück nach Rom und theilte zum voraus
Im Namen Roms sich die Belohnung aus.
Wer ist wol itzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht' er, nennt man itzt als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt,
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt! —
In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bei Puteoli der Quästor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.
Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn
Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
„Ist das nicht Cicero?“ rief einer unter ihnen.
„Ja, ja, er ist's; o das ist schön!
Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
Wie steht's in Rom? Wann reisten Sie von da?“ —
„Wie“, rief er ganz erzürnt, „wie könnt' ich daher kommen?
Ich komm' aus der Provinz.“ — „Vielleicht aus Afrika?“
Versetzt' ein andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm' ich als Quästor wieder.“ —
„Ja“, fuhr nunmehr ein dritter fort,
„Er kömmt daher, verlaßt euch auf mein Wort.“
Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
Von dir itzt alle reden müssen,
Und dich im Herzen stolz erhebst:
Von Tausenden, die dich nach deiner Meinung kennen
Und dich und deine Thaten nennen,
Weiß oft kaum Einer, daß du lebst.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern hoffen kann.
Ihn zu besingen, wähl' ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeschätzt
Leb' Amyant und habe keinen,
Den man ihm an die Seite setzt.
Spricht einst in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht,
So denk' er sein, und ganzen Scharen
Lock' er die Thränen ins Gesicht.
Zu ihm, dem treusten Freund auf Erden,
Kam einst Philint, sein ander Ich.
„Freund", sprach er, „hilf mir glücklich werden.
Ich weiß ein liebes Weib für mich,
„Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand und Reiz und Glück,
Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt und spricht in jedem Blick.
„Ach, Amyant, du kannst mir dienen,
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis' und halt um Wilhelminen
Für mich bei ihren Aeltern an.
„Ich weiß, daß dich Geschäfte halten;
Doch" — „Schweig!" fiel Amyant ihm ein;
„Geschäfte kann ich stets verwalten,
Allein nicht stets dir nützlich sein;
„Ich reise gleich, um dir zu dienen."
Er that's eh noch der Tag verstrich.
Er reiste, sahe Wilhelminen —
Und nahm die Schöne selbst für sich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber nah um London an.
„Ach“, sprach der arme Wandersmann,
„Ich bitt' Euch, laßt mir nur das Leben!
Ich hab' Euch ja kein Leids gethan
Und wollt' Euch gern was Ihr verlangtet geben.
Doch heute hab' ich nichts bei mir;
Ich geh' itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben,
Und morgen bin ich wieder hier
Und theile sie mit Euch, so wahr Gott über mir!“ —
„Gut“, fing er an, „du hast geschworen;
Ich glaube dir's. Geh fort, ich wünsche dir viel Glück.“
In kurzem kam der Wandersmann zurück.
„Ach“, sprach er mit erfreutem Blick,
„Seht, was ich Aermster fand! Ihr habt's doch wol verloren:
Zehn Pfund, und mehr noch — welch ein Glück!
Und diese bring' ich Euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen.“ —
„Nein“, hub der Räuber an, „ich habe nichts verloren;
Behaltet Euer Geld, weil Ihr so ehrlich seid.“

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dir's denn nicht bekannt?
Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
Bedenke die verfluchte List,
Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
Man will dir deine Frau entführen!
In dieser Nacht noch soll's geschehn.
Unglücklicher! was willst du machen?
Laß doch geschwind das Haus bewachen;
Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
Und ich will augenblicklich gehn,
Den Garten und den Hof verschließen.“ —
„Nein“, schrie Dorant, „willst du mich glücklich wissen,
So laß die Thüren offen stehn.“

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
Ist's möglich, seid ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich schuld? —
Ja, nach der Männer ihren Klagen
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Qual der Ehen schuld;
Doch wenn bald nach den Hochzeittagen
Die Männer uns gebietrisch plagen,
Die uns vergöttern wenn sie frein:
Wie können wir da lange zärtlich sein? —
Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
Wollt' itzt ein besser Schicksal haben
Und rief das Glück um Beistand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen:
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen.
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.
„O Thor!“ rief ihm die Gottheit zu,
„Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher als du,
Wenn du gewußt dich in dein Glück zu schicken!“

Du wünschest dir mit Angst ein Glück
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag' nicht, es kömmt gewiß ein günst'ger Augenblick;
Allein bitt' um Verstand, dich seiner zu bedienen,
Denn dieses ist das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredtem Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten

Mit rednerischem O und Ach
Von den geringsten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten
Und, was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach,
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte —
Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
„Der Herr“, zischt er dem Nachbar in die Ohren,
„Hat wol das Reden gar verschworen;
Ich wett', er ist ein Narr und weiß nicht was er will.“ —
„Das dächt' ich nicht“, zischt der ihm wieder in die Ohren,
„Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.“

Der ungerathene Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bei Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt' ihn, um ihm den Kitzel zu vertreiben,
Zwei Jahre nach Amerika,
So sauer auch die liebe Mutter sah.
Allein was half's? Johann kam wieder,
Und wer war ärger als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beschlossen endlich Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelassne Sohn ward also ein Soldat.
Und dies war auch der beste Rath;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind,
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, trotz der Schärpe, die er trug,
Nicht weiser war als der, den er vernünftig schlug.
Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen:
Johann blieb wild und ungestüm.

Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt Euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.“
Der Vater muß ihn wiedernehmen.
Nun wird er wol den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geschwind,
Und eh vier Wochen noch vergingen,
War sein Johann fromm wie ein Kind. —
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen? —
Ich dachte gar! warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt' ihn besser zu bezwingen:
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beiden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverei,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beide jung; und bei dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe:
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war beider Gegenstand.
Als Sklavin lebte sie bei einem Herrn mit ihnen,
Und jeder wünscht' allein ihr Herz sich zu verdienen
Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.
„Ich lieb' euch“, sprach sie oft, „und einer sei mein Mann;
Allein ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur einen lieben.“
Ein trauriger Vergleich, für beide stets zu schwer!
Denn jeder liebte sich bei diesem Glück zu sehr,
Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte
Und die er schon gehofft, dem andern lassen sollte;
Dies kann er nicht. Allein bei aller Zärtlichkeit
Besaß ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, solang' ihn nicht sein Freund selbst überredte,
Er ihn gekränkt und sie dem Freund entzogen hätte.
So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des andern Hinderniß,
Und still ertrugen sie die Qual feindsel'ger Triebe,
Die Qual der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinen machten, an,
Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu vergießen,
Die sich im Unglück sehn und keine Rettung wissen.

Nach oft gefühlter Pein und unentschiednem Streit
Der freundschaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichsten Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckensvolle Scene.
Er kam; hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an
Und thaten schnell an sich was sie an ihr gethan.

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Blos weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz — denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion? —
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weise,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt als das er selbst gemacht.
„Prinz", sprach der General, „Sie kränken meinen Glauben
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab' ich Ihnen denn gethan?" —
„Nichts", rief der Fürst, „Ihr seid ein tapfrer Mann,
Ihr seid mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben;
Nur den verlaßt!" — „Nein, den verlass' ich nicht." —
„Auch da nicht, wenn ich's Euch befehle?" —
„Nein, dies ist wider Ihre Pflicht.
Gott ist nur Herr von meiner Seele,
Und alle Fürsten sind es nicht." —
„Wie aber, wenn ich Herr von Euerm Leben wäre?" —
„Dies sind Sie", sprach der Greis; „ich hab' es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und itzt wag' ich's zu Gottes Ehre." —

„Thor!“ rief der Prinz, „wie, wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, belehre?“ —
„So hätt' ich Lust, ein Bösewicht zu sein,
Und würde, wär' kein Gott, auch keinen König scheun:
Und meiner würden in dem Heere
Gewiß noch viele tausend sein.
Dies, Prinz, dies fließt aus Ihrer Lehre!“

Rhynsolt und Lucia.

Umsonst wandt' Rhynsolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein sie wich des Fürsten Liebling aus
Und ließ ihn die Verachtung spüren,
Die der, wär's auch ein Prinz, verdient,
Der sich die Tugend zu verführen
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.
Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt' es der Brunst, die Rhynsolt's Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein
Und eilet ihm das Leben abzusprechen.
Allein was ist denn sein Verbrechen?
Ist's mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu sein,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sei,
Er überführet ihn der Landsverrätherei
Durch Briefe, die er nie geschrieben.
Und morgen eilt sein Todestag herbei.
Sein Weib wirft sich zu Rhynsolt's Füßen
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge selbst, aus dem itzt Thränen schießen,
Das Ach, das ihn mitleidig machen soll,
Ein Blick, beseelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue;
Nie sah er Lucien so schön.
Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. —
Verschämte Muse, sag's nicht nach,

Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe sprach! —
Um sie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen
Und läßt sie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb' und Verzweiflung spricht aus beiden.
„O Danvelt, soll ich dich vom Tode nicht befrein?
Man eilt dich schrecklich hinzurichten;
Vergess' ich nicht noch heute meiner Pflichten,
So wirst du morgen nicht mehr sein:
Willst du die Schande mir verzeihn,
Nun so gebeut" — Sie zittert, mehr zu sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt und weint in ihre Klagen;
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
„Soll ich den Tod, den peinlichsten, erdulden?
Ach, liebstes Weib, ich bin zu schwach!
Befreist du mich durch deine Schmach,
So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
Und doch — O Gott, was soll ich nun erdulden?"
Der Morgen kömmt, und Lucia,
Die Danvelt's Tod vor Augen sah,
Ergibt sich thränend dem Barbaren.
Er stillt die Brunst, und bittet ungescheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
„Itzt aber", fängt er lächelnd an,
„Itzt kannst du deinen lieben Mann
Nach deinem Wunsch aus seinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig schaden kann,
So hab' ich das zugleich gethan,
Was Lieb' und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht."
Sie flieht, mit Scham und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.
Sie steht erstarrt; kein Ach erschallt,
Man sieht auch keine Thräne rinnen,
Des Schmerzes tödliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Karl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück den Fürsten zu erreichen.
„Wenn dich", ruft sie, „die Schmach der Tugend rührt,

So laß, o Karl, dich itzt mein Flehn erweichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu sein,
Du kannst nichts thun als mich Elende rächen;
Denn Rhynsolt — strafe sein Verbrechen!
Ich schäme mich es auszusprechen;
Lies diese Schrift, und fühle meine Pein."
Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht:
Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht!
Doch ist's genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angesetzt; der Liebling muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
„Kennst du dies Weib?" spricht Karl. Ein plötzliches Erschrecken
Verräth den Bösewicht; er räumt das Laster ein,
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet sein.
Der Fürst läßt gleich den Bischof kommen
Und wohnt der Trauung selber bei.
„Du", spricht er, „hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dies beweist nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib ihr alle dein Vermögen."
Er thut's. „Sieh, Lucia", fing drauf der Herzog an,
„Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
Räch' ich nunmehr auch deinen Mann."
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Fröhlichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bei dem Spiel,
So konnte sie doch nichts gewinnen
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!

Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr,
So fühlt sein Herz Lieb' und Gefahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben,
Er staunt, blickt auf die Sängerin,
Will abwärts mit der Heerde treiben
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
    Nun irrt allein, ihr guten Heerden,
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit;
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit,
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
„Ich", singt sie, „bin nicht mein, Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke,
So geh und bitte den Neptun."
Er bat. „Nein", sprach der Gott der Meere,
„Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr' ich dir dein Unglück nur."
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte.
Nun lacht' ihm weiter keine Flur;
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt' er seine Bitte:
„Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
Die mich entzückt, in seinen Schos begraben?" —
„Nein", rief der Gott, „du sollst sie haben,
Denn du verlangst sie mit Gewalt."
    Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!
Er reicht' ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!"
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch halb Fisch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit,
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
„O“, rief die stachlichte Partei,
„Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sei?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Rost von Honig rinnt:
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?“ —
„So?“ fielen hier die andern ein,
„Wo wird denn euer Honig sein,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies schadet unserm Werthe nicht;
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.“
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.
Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
„Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt“, sprach er, „den Vorzug nicht;
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dies sind allein die bessern Bienen.“

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbers werth gemacht,
Floh einstens nach verlorner Schlacht
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,

Traf einen Eremiten an
Und ward von diesem frommen Mann
Nebst seinem Reitknecht aufgenommen.
Doch beider Tod war nah.
„Ach!" fing der Reitknecht an,
„Werd' ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan
Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürd'ger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan;
Er hat drei Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann."
Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an:
„Warum habt Ihr denn alles dies gethan?" —
„Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu sein." —
„O", fiel der Eremit ihm ein,
„Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt' Euch, laßt's Euch nicht verdrießen,
Ich sag' es Euch auf mein Gewissen:
Der Reitknecht als ein schlechter Mann
Hat wirklich mehr als Ihr gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarienvogel hören
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
„O", sprach sie, „wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!"
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge
Und quälte sich, den angebornen Ton
Durch den erlernten zu verdringen
Und trug nach vieler Müh zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.

„O“, sprach die Nachtigall, die lang' ihr zugehört,
„Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich sein gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen!“

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen
Und äfft ihn nach, und muß ihm weichen,
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

„Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe“ —
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft', indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Phylax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt' er ihn.
„Gut“, sprach er, „stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab!“
Erbittert bricht er Ruthen ab
Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
Allein sie fanden nicht ihr Grab,
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr um sich zu rächen.
Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu und klagt ihm seine Noth.
„O sehn Sie nur, das nenn' ich stechen!
Ich hab's bald so, bald so versucht,
Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.“ —
„Fritz“, hub der Vater an, „du hast's nicht recht versucht.
Geh ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.

Ein kleiner Feind, dies lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet sein;
Und trittst du einst gleich mir ins große Leben ein
Und wirst um dich viel kleine Feind' erblicken,
So achte nicht auf ihre Tücken,
Verfolge deinen Weg getrost und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken."

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
„Mich dauert", sprach, er „dein Gefieder.
O sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm." —
„Mich", sprach sie, „lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin, und tiefer im Getreide
Hört' ich den Ton der Lieb' und Freude;
Ich lief; kaum naht' ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon." —
„Das Netz", sprach dieser, „nicht zu sehn!
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär',
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!"
Er fliegt und ruft noch: „Merk' es dir!"
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
„Sprich", rief sie, „wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm." —
„Die Freundin", sprach er, „ging mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu sein, kam ich geflogen;
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist." —
„Die Ruthe", sprach sie, „nicht zu sehn!
Dir Flattergeist ist recht geschehn.

Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dich's nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist!"

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an und wählen.
„Ihr Kinder", fuhr der Vater fort,
„Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb' erweisen,
So fahrt — ich bin zu schwach, sonst würd' ich mit euch reisen —
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Ehweib gab, ganz still zusammen geben."
Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.
Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb' und Lenz in sein Gemach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.
In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreit,
Steht er mit ihr allein, und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. „Nun", fängt er scherzhaft an,
„Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten!
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst an Euer Fenster kam,
Da Ihr mich Aermsten — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestricken,
Mit Euern zauberischen Blicken,
Mit Euerm Haar, so festlich schön es ist!" —
„Schieß her", spricht sie mit lächelnden Geberden,
„Schieß her, wenn du so grausam bist!"

Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur Erden.
O wer beschreibt wol seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch sein,
Ruft er den Diener laut herein
Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?“ —
„Ich that's, weil mir's zur Reise nöthig schien.“ —
„Ich habe dir's doch nicht befohlen?“ —
„Nein, Herr.“ Und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: „Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Mensch empfunden,
Itzt der Unseligste der Welt.
O, dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind!
Getödtet von mir selbst liegt sie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind!
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was sollt' ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
Wenn's möglich ist, o, so verfluch' nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann...“
Man traf ihn neben ihr durchs Schwert getödtet an.

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sich's auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sah's mit schelem Blicke
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht blos ein ferner Zeuge sein.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
O welcher Vorrath! Ja gewiß,
So reif, Herr Sperling, und so süß —
Denn Sie verstehn sich auf die Trauben —
War, was nun auch der Winzer spricht,
Der Wein seit vielen Jahren nicht.“

Der Winzer hört der Elster Lobgedicht
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
„O“, sprach der Sperling, „welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerin!
Willst du der Frucht mit Ruh genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig und komm, den Berg noch einmal durchzustreifen.“
Sie thut's und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spatz; ich kann es nicht begreifen,
Warum mir's itzt nicht schmecken will,
Die Trauben sind ja reif. Doch still!
Der Winzer läßt sich wieder hören;
Drum weißt du, was ich machen will?
Ich nehme von den blauen Beeren
Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
Komm mit mir unter jenen Baum.“
Sie nimmt die Traube mit, und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: „O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beide,
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide!“
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer, lern' ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt und süßer schmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt beim Eintritt bald Crispinen
Und bald die Seinen seitwärts aus.
Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
So reden Sie, wir sind allein,
Was gibt's?“ Umsonst sind alle Fragen;
Er wiederholt sein mystisch Nein.
O lern' doch, unvorsicht'ge Jugend,
Die laut von allen Sachen schreit,
Von Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!
Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt,
So zischelt er ihm in die Ohren:
„Der König fuhr itzt auf die Jagd.“

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damon's Freuden
Frei im Gemach ihr Lied oft sang
Und, ungewohnt den Widerhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang,
Saß itzt dem Spiegel gegenüber
Und sang und sah ihr eignes Bild
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über
Und bildete zu ihrer Pein
An ihrem eignen Widerschein
Sich einen Nebenbuhler ein.
Noch oft erhöhte sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müh,
Stets sang der Widerhall wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beiden Wanderer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
„O Velten, nimm dich ja in Acht“,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
„Damit wir nicht vom Wege kommen!
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn!“ —
„Schon gut“, rief Velten, „eile nur.
„Doch, Bruder, wenn ich die Natur
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studirte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.“ —
„Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weißt nicht was ein Irrlicht ist?
O dürft' ich's nur bei Nachtzeit wagen,
Ich wollte dir's wol anders sagen!
Ist's wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreißig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.
„Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Steffen's Zeit geschehn,
Bei Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid' und Kälber ausgespieen?
Das, was der Drach' im großen heißt,
Nenn' ich das Irrlicht gern im kleinen;
Denn da sie nur bei Nacht erscheinen,
So sind sie wol kein guter Geist.“ —
„Nein, Kunz, nein sag' ich, nimmermehr,
Ein Irrwisch ist kein wüthend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch' im Edelhof besessen,
Dies sind Gespenster, glaube mir!
„Ein Irrwisch muß was andres sein.“ —
„Wie, Velten, nennst du diesen Schein?“ —

„Ich nenn' ihn Irrwisch." — „Ist's erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißt's, kein Irrwisch nicht;
So spricht man ja mein Lebetage." —
„So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
Daß alle Welt ein Irrwisch spricht." —
„Schweig, Velten, das klingt lügenhaft;
Ich hab' es auf der Wanderschaft
Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
Von Meistern Irrlicht nennen hören."
So stritten sie noch lange Zeit
Itzt um die Sach', itzt um den Namen,
Bis sie zuletzt vom Wege kamen.
Und schimpfend schlossen sie den Streit.

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die streiten dialektisch schön
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb' und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sei des Menschen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag' erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward um an ihm es zu erfahren
Vom Glück und von der Lieb' erwählt.
Das Glück bot alles auf; was je der Mensch geschätzt,
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergetzt,
Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet:
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein,
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu sein,

Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände,
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge
Und der Clienten Lobgesänge.
Bald fiel ein reiches Erb' an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dies verliehn,
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kundgemacht,
Bald was sein Kux, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief berauscht von Freuden ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn;
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.
„Wer zweifelt", sprach das Glück, „daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?" —
„Vielleicht", versetzt darauf die Liebe,
„Rühr' ich sein Herz durch stärkre Triebe:
Er soll Serinen sehn; ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächt'ges Glück."
Er sah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene,
Doch mehr als ihr beredt Gesicht
Das Herz, das aus Serinen spricht.
Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Palast, schon Freund' und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergetzen.
„Wie glücklich, wär' ihr Herz erst mein,
Wie glücklich würd' ich dann nicht sein!
O Liebe, lehre mich dies Herz mir zu verdienen
Und sprich: wodurch besieg' ich einst Serinen?" —
„Sei", spricht sie, „kein Verschwender mehr,
Gib Schmeichlern weiter kein Gehör!"
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon gibt er Schmeichlern kein Gehör.
„Such' deine Lust in stillern Freuden,
Sei gütig, liebreich und bescheiden,
Und liebe nicht dein Glück zu sehr!"
Schon suchte Semnon stillre Freuden,

Schon ward er liebreich und bescheiden.
Serine floh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihm schon Gehör
Und ward die Seele seiner Freuden.
„Die Liebe“, sprach das Glück, „scheint Semnon vorzuziehn,
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geschenkt, so viel sei ihm entrissen:
Wird ihm die Liebe wol der Armuth Qual versüßen?“
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnon's Gut verschwand,
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land,
Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute;
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
Nichts als sein treues Weib, im widrigsten Geschick
Sein Beistand und auf stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben,
Und froh genossen sie was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb' entsagen wollte.
„Nein“, rief er, „wenn ich auch ein Krösus werden sollte,
Ging' ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser sein,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm, mein Herz bleibt dein;
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe sein!“ —
„Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe sein!“

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen,
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
„In Wahrheit“, sprach er, „ich bin schön!
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm“, rief er, „kleiner Edelknabe,
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.“
Er kam. Der Aff' erschrak, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut und rückte die Perrüke,

Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf was er empfing zurücke:
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppichten Perrüke.
Der Junker lacht. „Pfui“, hub der Aff' erbittert an,
„Pfui, Spiegel, wie du lügst! Was hab' ich dir gethan?“
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
„Das dacht' ich“, rief er sehr erfreut,
„Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter.“
Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt' es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral —
Er war gelehrt — sie zu beseelen.
„Nun“, sprach er, „setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit
Und schmeichelt sich, sie sei nicht helle.“

Die Witwe.

Ein Märchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb wie sich und wol noch lieber hatte —
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhnisch. Doch er lache,
Durch eine Spötterei hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu sein.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect sie sonst auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber todt in ihren Armen hielt
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänft'gen sollte,

Die ganze Freundschaft kam: doch nichts bewegte sie,
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Man mußte mit Gewalt sie von dem Todten bringen,
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that, und ein entsetzlich Ach
War alles, was sie trostlos sprach.
Dies trieb sie länger noch als vierundzwanzig Stunden.
Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren
Und seinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.
Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden,
Und Stephan stund in Lebensgröße da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und schrie, sobald's den Stephan sah:
„Ach Himmel! ach, das ist er, ja;
Seht nur die lächelnden Geberden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlicher kann nichts gefunden werden!
So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund.“
Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Witwe Trost verlieh,
Ins zweite Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein
Und suchte Ruh in Schmerz und Pein
Und hielt's für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig werth zu sein,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wol mehr von einer Frau begehren?
So saß Dorinde viele Wochen
Und hatte, wie ein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute war's nach so viel bangen Wochen
Das erste mal, daß sie aus ihrem Fenster sah:
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
Ein schöner Herr, fast wie der sel'ge Mann;
Er hat etwas bei Ihnen auszurichten,

Das er mir nicht vertrauen kann." —
„Du kannst", sprach sie, „nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann;
Und kurz, du darfst ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram.
Denn ach! kein Wunder wär's" —
„Dies geht nicht an, Madam;
Er hat Sie schon indem er angekommen
An Ihrem Fenster wahrgenommen.
Sie müssen mit herunterkommen;
Der fremde Herr ruht eher nicht.
Er hat was Wicht'ges anzubringen,
Ich dächte doch, Madam, Sie gingen!"
Die junge Witwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es sein? ein Freier?
Vielleicht gibt uns die Magd Bericht.
Sie horcht schon an der Thür; allein sie kann nichts hören
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht; der Fremde geht noch nicht.
Soll er denn gar ihr Gast zu sein begehren?
Dorinde kömmt, und zwar allein.
Sie wird sich wol einmal am Bilde letzen wollen.
„Magd", fängt sie an, „sprich, was wir machen sollen:
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend sein.
Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden." —
„Ja ja, Madam, ich bin's zufrieden."
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden;
Sie findet keins und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
„Madam, ach lassen Sie sich's klagen,
Es ist kein hartes Fischholz da.
Soll ich das Bild heruntertragen,
Es ist hart Holz, und es zerschlagen?" —
„Das Bild? Nein, nein — doch — thu's nur, ja.
Was brauchst du mich denn erst zu fragen?" —
„Allein das Bild ist schwer, ich kann's allein nicht tragen;
Zum Fenster ging' es wol heraus." —
„Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich so nicht länger klagen."
Das Fenster öffnet sich, und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald voneinanderbog,
Bald wieder fest zusammenzog,
Sah einst mit Neid und Unverstande
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
„O Muschel, wie beglückt bist du!
O, daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm; du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst wenn du willst es öffnen und verschließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen.“ —
„Ich“, sprach sie, „sollte mich zwar schämen
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That sieht's itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen;
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen,
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen:
Wir haben Platz.“ Er kömmt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
„Mach' auf“, schreit er, „denn ich ersticke!“ —
„Bald“, spricht sie, „will ich dich befrein;
Sieh erst der Misgunst Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dir's gefällt, zufrieden sein.“

Das Kind mit der Schere.

„Kind“, hub die Mutter an, „eins mußt du mir versprechen:
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beiden an.“ —
„Allein die Schere, sollt' ich glauben,
Die könnten Sie mir wol erlauben.“ —
„Nichts weniger; was dich verletzen kann
Sieh niemals als dein Spielwerk an.“
Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Schere.
„Ja“, spricht es zu sich selbst, „wenn es die Gabel wäre,
Die hab' ich lange nicht so lieb,

So ließ' ich sie mit Freuden liegen;
Allein die Scher' ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dies nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab' ich ja Verstand,
Und also werd' ich's immer wagen,
Sobald die Mutter nur die Augen weggewandt —
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär' es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich blos an;
O schöne Schere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd' ich doch" — Schon griff es nach der Schere.
„Ja wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freilich schnitte mich die Schere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt."
So sprach's und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
„Ach", hub das Kind fußfällig an,
„Es kränkt mich sehr, daß ich's gethan;
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Schere,
Damit ich sie nicht mehr begehre
Und ohne Zwang gehorchen kann."

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz sie alle zu verletzen;
Wir unterlassen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler Tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien',
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.
„Vielleicht", hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
„Vielleicht, ich sag' es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend blos darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern;
Vielleicht ist auch der Mangel an Geduld,
Sie sanft zu wiegen uud zu tragen,
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld,
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen;
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft —
Wer kann sie vor der Luft bewahren? —
Ein Gift in ihren ersten Jahren
Und dann auf Lebenszeit ein Gift;
Vielleicht ist, ohne daß wir's denken,
Auch die Bewegung ihre Pest,
Sie können sich durch Schwingen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sich's sehr leicht begreifen läßt,
Denn unsre Nerven sind nicht fest."
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang' und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.
„Du", sprach die Bärin, „kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seid?
Nicht liegt's an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen;
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsern jungen Haufen:
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns in Hitz' und Frost durch Fluren und durch Wald;
So werden sie gesund und alt."

Was macht viel Kinder siech? vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen,
So zieh es in der Stadt wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zeus und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Mercur die lustige Gestalt,
So fühlt' er schon die Pflicht dem Flüchtling beizuspringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
Du dauerst mich. Komm, hüpf' auf meine Schwingen;
Ich hoffe, dich gut anzubringen,
Komm, Paphos sei dein Aufenthalt!“
Schnell bracht' er ihn zur Venus kleinem Knaben.
„Hier, Gott Cupido“, fing er an,
„Schickt Ihnen Zeus den angenehmsten Mann,
Der schärfer als Sie sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.“
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wol gern?
Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär' ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ er's lieber sein.

Doch mit dem Tod ist gleichwol nicht zu scherzen;
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Priester in sein Haus
Und bat sich zu verschiednen malen,
Denn dafür durft' er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt' ihn itzt verlassen.
„Ach, bet' Er", sprach der Greis, „Gott wird's zu Herzen fassen;
Und komm' ich von dem Lager auf,
So geb' ich ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen."
Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt' einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.
Der Priester ward geruft. „Ich weiß wohl", sprach der Greis,
„Was ich Ihm einst geredt, wenn Er's gleich nicht mehr weiß.
Hier seh Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig' Ihm nur die seltnen Arten.
Steht ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werthe;
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescherte,
So hab' ich ein Gelübd' gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt' ich hundert Jahre leben.
„Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab' ich, glaub' Er mir's, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen,
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweidrittel stehen;
Da les' Er eins für Seine Kinder aus,
Und bitt' Er Gott um Segen für mein Haus!"

Das Testament.

„Sohn", fing der Vater an, indem er sterben wollte,
„Wie ruhig schlief' ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
Du bist es werth, und wirst es sein.

Hier hast du meinen letzten Willen;
Sobald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und such' ihn zu erfüllen,
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dies, so will ich freudig sterben."
Der Vater starb, und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf
Und las: „Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setz' ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunsch war meine Pflicht; bei tausend Hindernissen
Befliß ich stets mich auf ein gut Gewissen,
Verstrich ein Tag, so fing ich zu mir an:
Der Tag ist hin, hast du was Nützliches gethan?
Und bist du weiser als am Morgen?
Dies, lieber Sohn, dies waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit;
So lernt' ich, mich mit wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht' ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wird's die Vorsicht fügen.
Was folgt dir wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein, das Glück, der Welt genützt zu haben.
Drum sei vergnügt wenn du dir dies erwirbst.
So dacht' ich, liebster Sohn, so sucht' ich auch zu leben;
Und dieses Glück kannst du mit Gott dir selber geben.
Vergiß es nicht: das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaffner Mann zu sein."

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind leider schon sehr alte Klagen,
Die man uns oft zu lesen gab;
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattin plagen,
Sind dies nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger singt sie ab?

Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht;
Doch daß der Mann mit seinem Weibe
Oft als mit einer Sklavin spricht,
Wie selten straft dies ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann;
Doch sollte man daraus nicht schließen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber sorgt der Mann sich grau;
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dies manche Frau!
Daß bei dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dies ist vielleicht nicht selten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beispiel Thorheit lehren
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar —
Und dennoch ist's nicht selten wahr.
Drum, Männer, lest ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt,
So legt's nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Last.
Und seid ihr selbst unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt:
Ob ich's vielleicht wol gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thut's auch Crispine.

Crispine starb; und binnen wenig Tagen
Starb auch Crispin, ihr Mann, schon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach,
Wenn wir das Leichencarmen fragen,
Doch viele wollten lieber sagen,
Der Zorn hätt' ihn dahin gerafft.
Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.
Genug, er starb und ward, weil er's so haben wollte,
Daß sein Gebein bei der verwesen sollte,

Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in Einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeinet,
Was nach der Zeit mehr als zu oft geschehn.
Die Frau ließ sich bei ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn;
Der Küster und des Küsters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn,
Denn allemal ließ sich Crispine sehn
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.
Der Küster wagt's den neunten Tag
Und ruft die sämmtlichen Crispinen,
Macht dreimal erst das Kreuz und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Sel'gen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?“ —
„Nichts“, fing die Freundschaft an, „nichts als den Leichenstein.“ —
„Das“, ruft der Küster, „wird es sein!“
Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwei Herzen in den Stein
Und diese Schrift vom Küster ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb' und Treue;
Der Tod, der sie getrennt, vereinte beid' aufs neue.“
Nun wird die Frau doch ruhig sein?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr und mit noch bängern Mienen
Und lief dem guten Küster nach
Und öffnete den Mund als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach,
Dies war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?
Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg versehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute:
Zur rechten er, und sie zur linken Seite.
„Nein“, schrie der Küster, „umgekehrt!
Ihr Todtengräber seid nicht werth“ — —
Der Sarg ward umgekehrt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich däucht, dies ist der Schönen Fehler nicht;
Und ist er's ja, wie mancher Spötter spricht,
So ist er's doch im Grabe nicht.
Crispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen.
Sie weinte so, wie Schatten weinen,

Wies immer auf ihr Grab und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht den Todtengräber kommen,
Der Mann ward aus der Gruft genommen
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in beider Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

„Wie fang' ich's an um mich emporzuschwingen?“
Fragt' einst ein Jüngling einen Greis.
„Der Mittel“, fing er an, „um es recht hoch zu bringen,
Sind zwei bis drei, soviel ich weiß:
Seid tapfer — mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen
Und durstig nach der Ehre war;
Seid weise, Sohn — den Niedrigsten auf Erden
Ist's oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden,
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dies sind die Mittel großer Seelen.“ —
„Doch sie sind schwer. Ich will's Ihm nicht verhehlen,
Ich habe leichtere gehofft.“ —
„Gut“, sprach der Greis, „wollt Ihr ein leichtres wählen,
So seid ein Narr — auch Narren steigen oft.

Geistliche Oden und Lieder.

Bitten.

Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit
Und eilst, uns beizustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk' auf mein Wort!
Denn ich will vor dir beten.

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Und Schätze dieser Erden;
Laß mir so viel ich haben muß
Nach deiner Gnade werden.
Gib mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr' und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren;
Des guten Namens Eigenthum
Laß mich nur nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm sei meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht,
Und frommer Freunde Liebe.

So bitt' ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben;
Im Glücke Demuth, Muth in Noth,
Das wollest du mir geben.
In deiner Hand steht meine Zeit;
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden!

Danklied.

Du bist's, dem Ruhm und Ehre gebühret;
Und Ruhm und Ehre bring' ich dir.
Du, Herr, hast stets mein Schicksal regieret,
Und deine Hand war über mir.
Wenn Noth zu meiner Hütte sich nahte,
So hörte Gott der Herr mein Flehn
Und ließ, nach seinem gnädigen Rathe,
Mich nicht in meiner Noth vergehn.
Ich sank in Schmerz und Krankheit danieder
Und rief: O Herr, errette mich!
Da half mir Gott, der Mächtige, wieder,
Und mein Gebein erfreute sich.
Wenn mich der Haß des Feindes betrübte,
Klagt' ich Gott kindlich meinen Schmerz;
Er half, daß ich nicht Rache verübte,
Und stärkte durch Geduld mein Herz.
Wenn ich, verirrt vom richtigen Pfade,
Mit Sünde mich umfangen sah,
Rief ich zu ihm, dem Vater der Gnade;
Und seine Gnade war mir nah.
Um Trost war meiner Seele so bange,
Denn Gott verbarg sein Angesicht,
Ich rief zu ihm: Ach Herr, wie so lange?
Und Gott verließ den Schwachen nicht.
Er half, und wird mich ferner erlösen.
Er hilft; der Herr ist fromm und gut,
Er hilft aus der Versuchung zum Bösen
Und gibt mir zu der Tugend Muth.
Dir dank' ich für die Prüfung der Leiden,
Die du mir liebreich zugeschickt;
Dir dank' ich für die häufigern Freuden,
Womit mich deine Hand beglückt.
Dir dank' ich für die Güter der Erden,
Für die Geschenke deiner Treu,
Dir dank' ich; denn du hießest sie werden,
Und deine Güt' ist täglich neu.
Dir dank' ich für das Wunder der Güte:
Selbst deinen Sohn gabst du für mich.
Von ganzer Seel' und ganzem Gemüthe,
Von allen Kräften preis' ich dich.
Erhebt ihn ewig, göttliche Werke!
Die Erd' ist voll der Huld des Herrn.

Sein, sein ist Ruhm und Weisheit und Stärke;
Er hilft und er errettet gern.
Er hilft. Des Abends währet die Klage,
Des Morgens die Zufriedenheit;
Nach einer Prüfung weniger Tage
Erhebt er uns zur Seligkeit.
Vergiß nicht deines Gottes, o Seele,
Vergiß nicht, was er dir gethan!
Verehre und halte seine Befehle,
Und bet' ihn durch Gehorsam an!

Das Gebet.

Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen,
Sei wach und nüchtern zum Gebet;
Ein Flehn aus reinem guten Herzen
Hat Gott, dein Vater, nie verschmäht.
Erschein vor seinem Angesichte
Mit Dank, mit Demuth, oft und gern,
Und prüfe dich in seinem Lichte,
Und klage deine Noth dem Herrn.
Welch Glück, so hoch geehrt zu werden
Und im Gebet vor Gott zu stehn!
Der Herr des Himmels und der Erden,
Bedarf der eines Menschen Flehn?
Sagt Gott nicht: Bittet, daß ihr nehmet?
Ist des Gebetes Frucht nicht dein?
Wer sich der Pflicht zu beten schämet,
Der schämt sich Gottes Freund zu sein.
Sein Glück von seinem Gott begehren,
Ist dies denn eine schwere Pflicht?
Und seine Wünsche Gott erklären,
Erhebt dies unsre Seele nicht?
Sich in der Furcht des Höchsten stärken,
In dem Vertraun, daß Gott uns liebt,
Im Fleiß zu allen guten Werken —
Ist diese Pflicht für dich betrübt?
Bet oft in Einfalt deiner Seelen,
Gott sieht aufs Herz, Gott ist ein Geist,
Wie können dir die Worte fehlen,
Wofern dein Herz dich beten heißt?

Nicht Töne sind's, die Gott gefallen,
Nicht Worte, die die Kunst gebeut,
Gott ist kein Mensch; ein gläubig Lallen,
Das ist vor ihm Beredsamkeit.
Wer das, was uns zum Frieden dienet,
Im Glauben sucht, der ehret Gott.
Wer das zu bitten sich erkühnet,
Was er nicht wünscht, entehret Gott.
Wer täglich Gott die Treue schwöret
Und dann vergißt, was er beschwur,
Und klagt, daß Gott ihn nicht erhöret,
Der spottet seines Schöpfers nur.
Bet oft zu Gott, und schmeck' in Freuden
Wie freundlich er, dein Vater, ist.
Bet oft zu Gott, und fühl' in Leiden
Wie göttlich er das Leid versüßt.
Bet oft, wenn dich Versuchung quälet;
Gott hört's, Gott ist's, der Hülfe schafft.
Bet oft, wenn innrer Trost dir fehlet;
Er gibt den Müden Stärk' und Kraft,
Bet oft, und heiter im Gemüthe
Schau dich an seinen Wundern satt.
Schau auf den Ernst, schau auf die Güte,
Mit der er dich geleitet hat:
Hier irrtest du in deiner Jugend,
Im Alter dort; er trug Geduld,
Rief dich durch Glück und Kreuz zur Tugend.
Erkenn und fühle seine Huld.
Bet oft, und schau mit sel'gen Blicken
Hin in des Ewigen Gezelt
Und schmeck' im gläubigen Entzücken
Die Kräfte der zukünft'gen Welt.
Ein Glück von Millionen Jahren —
Welch Glück! Doch ist's von jenem Glück,
Das dem der Herr wird offenbaren,
Der ihm hier dient, kein Augenblick.
Bet oft, durchschau mit heil'gem Muthe
Die herzliche Barmherzigkeit
Deß, der mit seinem theuern Blute
Die Welt, der Sünder Welt, befreit.
Nie wirst du dieses Werk ergründen,
Nein, es ist eines Gottes That;
Erfreu dich ihrer, rein von Sünden,
Und ehr' im Glauben Gottes Rath.

Bet oft, entdeck' am stillen Orte
Gott ohne Zagen deinen Schmerz.
Er schließt vom Herzen auf die Worte,
Nicht von den Worten auf das Herz;
Nicht dein gebognes Knie, nicht Thränen,
Nicht Worte, Seufzer, Psalm und Ton,
Nicht dein Gelübd' rührt Gott — dein Sehnen,
Dein Glaub' an ihn und seinen Sohn.
Bet oft, Gott wohnt an jeder Stätte,
In keiner minder oder mehr.
Denk nicht: wenn ich mit vielen bete,
So find' ich eh bei Gott Gehör.
Gott ist kein Mensch. Ist dein Begehren
Gerecht und gut, so hört er's gern;
Ist's nicht gerecht, so gelten Zähren
Der ganzen Welt nichts vor dem Herrn.
Doch säume nicht, in den Gemeinen
Auch öffentlich Gott anzuflehn
Und seinen Namen mit den Seinen,
Mit deinen Brüdern, zu erhöhn,
Dein Herz voll Andacht zu entdecken,
Wie es dein Mitchrist dir entdeckt,
Und ihn zur Inbrunst zu erwecken,
Wie er zur Inbrunst dich erweckt.
Bist du ein Herr, dem andre dienen,
So sei ihr Beispiel, sei es stets,
Und feire täglich gern mit ihnen
Die sel'ge Stunde des Gebets.
Nie schäme dich des Heils der Seelen,
Die Gottes Hand dir anvertraut;
Kein Knecht des Hauses müsse fehlen:
Er ist ein Christ und werd' erbaut!
Bet oft zu Gott für deine Brüder,
Für alle Menschen als ihr Freund;
Denn wir sind Eines Leibes Glieder,
Ein Glied davon ist auch dein Feind.
Bet oft, so wirst du Glauben halten,
Dich prüfen und das Böse scheun,
An Lieb' und Eifer nicht erkalten
Und gern zum Guten weise sein.

Die Ehre Gottes aus der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort,
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!
Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kömmt und leuchtet und lacht uns von ferne
Und läuft den Weg gleich als ein Held.
Vernimm's, und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt;
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?
Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gib ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertraun;
Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich.
Ich bin's, und werde sein der ich sein werde:
Dein Gott und Vater ewiglich.
Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bin's, mich liebe von ganzem Gemüthe
Und nimm an meiner Gnade theil.

Prüfung am Abend.

Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens
Wie hab' ich ihn verbracht? verstrich er mir vergebens?
Hab' ich mit allem Ernst dem Guten nachgestrebt?
Hab' ich vielleicht nur mir, nicht meiner Pflicht gelebt?
War's in der Furcht des Herrn daß ich ihn angefangen?
Mit Dank und mit Gebet, mit eifrigem Verlangen,
Als ein Geschöpf von Gott der Tugend mich zu weihn
Und züchtig und gerecht und Gottes Freund zu sein?
Hab' ich in dem Beruf, den Gott mir angewiesen,
Durch Eifer und durch Fleiß ihn, diesen Gott, gepriesen?
Mir und der Welt genützt und jeden Dienst gethan,
Weil ihn der Herr gebot, nicht weil mich Menschen sahn?

Wie hab' ich diesen Tag mein eigen Herz regieret?
Hat mich im stillen oft ein Blick auf Gott gerühret?
Erfreut' ich mich des Herrn, der unser Flehn bemerkt?
Und hab' ich im Vertraun auf ihn mein Herz gestärkt?
Dacht' ich bei dem Genuß der Güter dieser Erden
An den Allmächtigen, durch den sie sind und werden?
Verehrt' ich ihn im Staub? Empfand ich seine Huld?
Trug ich das Glück mit Dank, den Unfall mit Geduld?
Und wie genoß mein Herz des Umgangs süße Stunden?
Fühlt' ich der Freundschaft Glück? sprach ich was ich empfunden?
War auch mein Ernst noch sanft, mein Scherz noch unschuldsvoll?
Und hab' ich nichts geredt, das ich bereuen soll?
Hab' ich die Meinigen durch Sorgfalt mir verpflichtet,
Sie durch mein Beispiel still zum Guten unterrichtet?
War zu des Mitleids Pflicht mein Herz nicht zu bequem?
Ein Glück, das andre traf, war dies mir angenehm?
War mir ein Fehltritt leid, sobald ich ihn begangen?
Bestritt ich auch in mir ein unerlaubt Verlangen?
Und wenn in dieser Nacht Gott über mich gebeut,
Bin ich vor ihm zu stehn auch willig und bereit?
Gott, der du alles weißt, was könnt' ich dir verhehlen!
Ich fühle täglich noch die Schwachheit meiner Seelen.
Vergib durch Christi Blut mir die verletzte Pflicht;
Vergib und gehe du nicht mit mir ins Gericht!
Ja, du verzeihest dem, den seine Sünden kränken;
Du liebst Barmherzigkeit und wirst auch mir sie schenken.
Auch diese Nacht bist du der Wächter über mir:
Leb' ich, so leb' ich dir, sterb' ich, so sterb' ich dir!

Gelassenheit.

Was ist's daß ich mich quäle?
Harr' seiner, meine Seele,
Harr' und sei unverzagt!
Du weißt nicht was dir nützet;
Gott weiß es, und Gott schützet,
Er schützet den, der nach ihm fragt.
Er zählte meine Tage,
Mein Glück und meine Plage,
Eh ich die Welt noch sah.
Eh ich mich selbst noch kannte,
Eh ich ihn Vater nannte,
War er mir schon mit Hülfe nah.

Die kleinste meiner Sorgen
Ist dem Gott nicht verborgen,
Der alles sieht und hält;
Und was er mir beschieden,
Das dient zu meinem Frieden,
Wär's auch die größte Last der Welt.
Ich lebe nicht auf Erden
Um glücklich hier zu werden —
Die Lust der Welt vergeht;
Ich lebe hier, im Segen
Den Grund zum Glück zu legen,
Das ewig, wie mein Geist, besteht.
Was dieses Glück vermehret,
Sei mir von dir gewähret!
Gott, du gewährst es gern.
Was dieses Glück verletzet,
Wenn's alle Welt auch schätzet,
Sei, Herr mein Gott, mir ewig fern!
Sind auch der Krankheit Plagen,
Der Mangel schwer zu tragen,
Noch schwerer Haß und Spott:
So harr' ich und bin stille
Zu Gott; denn nicht mein Wille,
Dein Wille nur gescheh, o Gott!
Du bist der Müden Stärke,
Und aller deiner Werke
Erbarmst du ewig dich;
Was kann mir widerfahren,
Wenn Gott mich will bewahren?
Und er, mein Gott, bewahret mich.

Die Wachsamkeit.

Nicht daß ich's schon ergriffen hätte,
Die beste Tugend bleibt noch schwach;
Doch, daß ich meine Seele rette,
Jag' ich dem Kleinod eifrig nach.
Denn Tugend ohne Wachsamkeit
Verliert sich bald in Sicherheit.
Solang' ich hier im Leibe walle,
Bin ich ein Kind, das strauchelnd geht;
Der sehe zu, daß er nicht falle,
Der, wenn sein Nächster fällt, noch steht:

Auch die bekämpfte böse Lust
Stirbt niemals ganz in unsrer Brust.
Nicht jede Besserung ist Tugend;
Oft ist sie nur das Werk der Zeit:
Die wilde Hitze roher Jugend
Wird mit den Jahren Sittsamkeit,
Und was Natur und Zeit gethan,
Sieht unser Stolz für Tugend an.
Oft ist die Aendrung deiner Seelen
Ein Tausch der Triebe der Natur:
Du fühlst, wie Stolz und Ruhmsucht quälen,
Und dämpfst sie; doch du wechselst nur,
Dein Herr fühlt einen andern Reiz,
Dein Stolz wird Wollust, oder Geiz.
Oft ist es Kunst und Eigenliebe,
Was andern strenge Tugend scheint:
Der Trieb des Neids, der Schmähsucht Triebe
Erweckten dir so manchen Feind;
Du wirst behutsam, schränkst dich ein,
Fliehst nicht die Schmähsucht, nur den Schein.
Du denkst, weil Dinge dich nicht rühren,
Durch die der andern Tugend fällt,
So werde nichts dein Herz verführen;
Doch jedes Herz hat seine Welt:
Den, welchen Stand und Gold nicht rührt,
Hat oft ein Blick, ein Wort verführt.
Oft schläft der Trieb in deinem Herzen:
Du scheinst von Rachsucht dir befreit;
Jetzt sollst du eine Schmach verschmerzen,
Und sieh, dein Herz wallt auf und dräut
Und schilt so lieblos und so hart,
Als es zuerst gescholten ward.
Oft denkt, wenn wir der Stille pflegen,
Das Herz im stillen tugendhaft;
Kaum lachet uns die Welt entgegen,
So regt sich unsre Leidenschaft,
Wir werden im Geräusche schwach
Und geben endlich strafbar nach.
Du opferst Gott die leichtern Triebe
Durch einen strengen Lebenslauf;
Doch opferst du, will's seine Liebe,
Ihm auch die liebste Neigung auf?
Dies ist das Auge, dies der Fuß,
Die sich der Christ entreißen muß.

Du fliehst, geneigt zu Ruh und Stille,
Die Welt und liebst die Einsamkeit;
Doch bist du, fordert's Gottes Wille,
Auch dieser zu entfliehn bereit?
Dein Herz haßt Habsucht, Neid und Zank;
Flieht's Unmuth auch und Müßiggang?
Du bist gerecht; denn auch bescheiden?
Liebst Mäßigkeit; denn auch Geduld?
Du dienest gern wenn andre leiden;
Vergibst du Feinden auch die Schuld?
Von allen Lastern sollst du rein,
Zu aller Tugend willig sein.
Sei nicht vermessen; wach' und streite,
Denk nicht, daß du schon gnug gethan;
Dein Herz hat seine schwache Seite,
Die greift der Feind der Wohlfahrt an.
Die Sicherheit droht dir den Fall:
Drum wache stets, wach' überall!

Wider den Uebermuth.

Was ist mein Stand, mein Glück, und jede gute Gabe?
Ein unverdientes Gut.
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.
Wenn ich vielleicht der Welt mehr als mein Nächster nütze,
Wer gab mir Kraft dazu?
Und wenn ich mehr Verstand, als er besitzt, besitze,
Wer gab mir ihn als du?
Wenn mir ein größer Glück, als ihn erfreut, begegnet,
Bin ich ein beßrer Knecht?
Gibt deine Gütigkeit, die mich vor andern segnet,
Mir wol zum Stolz ein Recht?
Wenn ich geehrt und groß, in Würden mich erblicke,
Gott, wer erhöhte mich?
Ist nicht mein Nächster oft bei seinem kleinern Glücke
Viel würdiger als ich?
Wie könnt' ich mich, o Gott, des Guten überheben
Und meines schwachen Lichts!
Was ich besitz', ist dein: du sprichst, so bin ich Leben;
Du sprichst, so bin ich Nichts.

Von dir kömmt das Gedeihn, und jede gute Gabe
Von dir, du höchstes Gut;
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth!

Beständige Erinnerung des Todes.

Was sorgst du ängstlich für dein Leben?
Es Gott gelassen übergeben,
Ist wahre Ruh und deine Pflicht;
Du sollst es lieben, weislich nützen,
Es dankbar als ein Glück besitzen,
Verlieren als verlörst du's nicht.

Der Tod soll dich nicht traurig schrecken,
Doch dich zur Weisheit zu erwecken,
Soll er dir stets vor Augen sein;
Er soll den Wunsch zu leben mindern,
Doch dich in deiner Pflicht nicht hindern,
Vielmehr dir Kraft dazu verleihn.

Ermattest du in deinen Pflichten,
So laß den Tod dich unterrichten,
Wie wenig deiner Tage sind;
Sprich: sollt' ich Gutes wol verschieben?
Nein, meine Zeit es auszuüben
Ist kurz, und sie verfliegt geschwind.

Denk an den Tod, wenn böse Triebe,
Wenn Lust der Welt und ihre Liebe
Dich reizen, und ersticke sie;
Sprich: kann ich nicht noch heute sterben?
Und könnt' ich auch die Welt erwerben,
Beging' ich doch solch Uebel nie.

Denk an den Tod, wenn Ruhm und Ehren,
Wenn deine Schätze sich vermehren,
Daß du sie nicht zu heftig liebst;
Denk an die Eitelkeit der Erden,
Daß, wenn sie dir entrissen werden,
Du dann dich nicht zu sehr betrübst.

Denk an den Tod bei frohen Tagen.
Kann deine Lust sein Bild vertragen,
So ist sie gut und unschuldsvoll.
Sprich, dein Vergnügen zu versüßen:
Welch Glück werd' ich erst dort genießen,
Wo ich unendlich leben soll!

Denk an den Tod, wenn deinem Leben
Das fehlt, wonach die Reichen streben;
Sprich: bin ich hier um reich zu sein?
Heil mir, wenn ich in Christo sterbe!
Dann ist ein unbeflecktes Erbe,
Dann ist der Himmel Reichthum mein.
Denk an den Tod, wenn Leiden kommen;
Sprich: alle Trübsal eines Frommen
Ist zeitlich, und im Glauben leicht;
Ich leide, doch von allem Bösen
Wird mich der Tod bald, bald erlösen:
Er ist's, der mir die Krone reicht.
Denk an den Tod, wenn freche Rotten
Des Glaubens und der Tugend spotten,
Und Laster stolz ihr Haupt erhöhn;
Sprich bei dir selbst: Gott trägt die Frechen,
Doch endlich kömmt er sich zu rächen,
Und plötzlich werden sie vergehn.
Denk an den Tod zur Zeit der Schrecken,
Wenn Pfeile Gottes in dir stecken,
Du rufst, und er antwortet nicht;
Sprich: sollte Gott mich ewig hassen?
Er wird mich sterbend nicht verlassen,
Dann zeigt er mir sein Angesicht.
So suche dir in allen Fällen
Den Tod oft lebhaft vorzustellen:
So wirst du ihn nicht zitternd scheun,
So wird er dir ein Trost in Klagen,
Ein weiser Freund in guten Tagen,
Ein Schild in der Versuchung sein.

Osterlied.

Erinnre dich, mein Geist, erfreut
Des hohen Tags der Herrlichkeit;
Halt im Gedächtniß Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist!
Fühl' alle Dankbarkeit für ihn,
Als ob er heute dir erschien',
Als spräch' er: Friede sei mit dir!
So freue dich, mein Geist, in mir.
Schau über dich und bet' ihn an:
Er mißt den Sternen ihre Bahn,

Er lebt und herrscht mit Gott vereint,
Und ist dein König und dein Freund.
　Macht, Ruhm und Hoheit immerdar
Dem, der da ist und der da war!
Sein Name sei gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit!
　O Glaube, der das Herz erhöht:
Was ist der Erde Majestät,
Wenn sie mein Geist mit der vergleicht,
Die ich durch Gottes Sohn erreicht?
　Vor seinem Thron, in seinem Reich
Unsterblich, heilig, Engeln gleich
Und ewig, ewig selig sein:
Herr, welche Herrlichkeit ist mein!
　Mein Herz erliegt froh unter ihr,
Lieb' und Bewundrung kämpft in mir,
Und voll von Ehrfurcht, Dank und Pflicht
Fall' ich, Gott, auf mein Angesicht.
　Du, der du in den Himmeln thronst,
Ich soll da wohnen, wo du wohnst?
Und du erfüllst einst mein Vertraun,
In meinem Fleische dich zu schaun?
　Ich soll, wenn du, des Lebens Fürst,
In Wolken göttlich kommen wirst,
Erweckt aus meinem Grabe gehn
Und rein zu deiner Rechten stehn?
　Mit Engeln und mit Seraphim,
Mit Thronen und mit Cherubim,
Mit allen Frommen aller Zeit
Soll ich mich freun in Ewigkeit?
　Zu welchem Glück, zu welchem Ruhm
Erhebt uns nicht das Christenthum:
Mit dir gekreuzigt, Gottes Sohn,
Sind wir auch auferstanden schon!
　Nie komm es mir aus meinem Sinn,
Was ich, mein Heil, dir schuldig bin,
Damit ich mich, in Liebe treu,
Zu deinem Bilde stets erneu!
　Er ist's, der alles in uns schafft,
Sein ist das Reich, sein ist die Kraft.
Halt im Gedächtniß Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist.

Der Kampf der Tugend.

Oft klagt mein Herz, wie schwer es sei,
Den Weg des Herrn zu wandeln
Und täglich seinem Worte treu
Zu denken und zu handeln.
Wahr ist's, die Tugend kostet Müh,
Sie ist der Sieg der Lüste;
Doch richte selbst: was wäre sie,
Wenn sie nicht kämpfen müßte?
Die, die sich ihrer Laster freun,
Trifft die kein Schmerz hinieden?
Sie sind die Sklaven eigner Pein
Und haben keinen Frieden.
Der Fromme, der die Lüste dämpft,
Hat oft auch seine Leiden,
Allein der Schmerz, mit dem er kämpft,
Verwandelt sich in Freuden.
Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen,
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen;
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken,
Doch weiterfort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.
Nimm an, Gott hätt' es uns vergönnt,
Nach unsers Fleisches Willen,
Wenn Wollust, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüste frei zu stillen;
Nimm an, Gott ließ' den Undank zu,
Den Frevel, dich zu kränken,
Den Menschenhaß: was würdest du
Von diesem Gotte denken?
Gott will, wir sollen glücklich sein,
Drum gab er uns Gesetze;
Sie sind es, die das Herz erfreun,
Sie sind des Lebens Schätze.
Er redt in uns durch den Verstand
Und spricht durch das Gewissen,
Was wir, Geschöpfe seiner Hand,
Fliehn, oder wählen müssen.

Ihn fürchten, das ist Weisheit nur,
Und Freiheit ist's, sie wählen;
Ein Thier folgt Fesseln der Natur,
Ein Mensch dem Licht der Seelen.
Was ist des Geistes Eigenthum?
Was sein Beruf auf Erden?
Die Tugend. Was ihr Lohn, ihr Ruhm?
Gott ewig ähnlich werden.

Lern' nur Geschmack am Wort des Herrn
Und seiner Gnade finden,
Und übe dich getreu und gern
Dein Herz zu überwinden.
Wer Kräfte hat, wird durch Gebrauch
Von Gott noch mehr bekommen;
Wer aber nicht übt, dem wird auch
Das, was er hat, genommen.

Du streitest nicht durch eigne Kraft,
Drum muß es dir gelingen;
Gott ist es, welcher beides schafft,
Das Wollen und Vollbringen.
Wann gab ein Vater einen Stein
Dem Sohn, der Brot begehrte?
Bet oft; Gott müßte Gott nicht sein,
Wenn er dich nicht erhörte.

Dich stärket auf der Tugend Pfad
Das Beispiel sel'ger Geister;
Ihn zeigte dir und ihn betrat
Dein Gott und Herr und Meister.
Dich müsse nie des Frechen Spott
Auf diesem Pfade hindern;
Der wahre Ruhm ist Ruhm bei Gott
Und nicht bei Menschenkindern.

Sei stark, sei männlich allezeit;
Tritt oft an deine Bahre,
Vergleiche mit der Ewigkeit
Den Kampf so kurzer Jahre:
Das Kleinod, das dein Glaube hält,
Wird neuen Muth dir geben,
Und Kräfte der zukünft'gen Welt
Die werden ihn beleben.

Und endlich, Christ, sei unverzagt,
Wenn dir's nicht immer glücket,
Wenn dich, so viel dein Herz auch wagt,
Stets neue Schwachheit drücket;

Gott sieht nicht auf die That allein,
Er sieht auf deinen Willen.
Ein göttliches Verdienst ist dein:
Dies muß dein Herze stillen.

Die Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen
Sei ewig meine größte Pflicht;
Der Herr hat mein noch nie vergessen:
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmutb mich geleitet?
Er, dessen Rath ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer gibt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genießen?
Ist's nicht sein Arm, der alles schafft?

Schau, o mein Geist, in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist,
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst wie er ist;
Du hast ein Recht zu diesen Freuden,
Durch Gottes Güte sind sie dein:
Sieh, darum mußte Christus leiden,
Damit du könntest selig sein.

Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren
Und seine Güte nicht verstehn?
Er sollte rufen, ich nicht hören,
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will' ist mir ins Herz geschrieben,
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich:
Gott soll ich über alles lieben
Und meinen Nächsten gleich als mich.

Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille:
Ich soll vollkommen sein wie er.
Solang' ich dies Gebot erfülle,
Stell' ich sein Bildniß in mir her;

Lebt seine Lieb' in meiner Seele,
So treibt sie mich zu jeder Pflicht,
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.
O Gott, laß deine Güt' und Liebe
Mir immerdar vor Augen sein;
Sie stärk' in mir die guten Triebe
Mein ganzes Leben dir zu weihn,
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen,
Sie leite mich zur Zeit des Glücks,
Und sie besieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks!

Das natürliche Verderben des Menschen.

Wer bin ich von Natur wenn ich mein Innres prüfe?
O wie viel Greu'l läßt mich mein Herze sehn;
Es ist verderbt, darum verbirgt mir's seine Tiefe
Und weigert sich die Prüfung auszustehn.
Der Weisheit erster Schritt ist, seine Thorheit kennen;
Und diesen Schritt wie oft verwehrt mir's ihn!
Voll Eigenlieb' und Stolz will sich's nicht strafbar nennen,
Der Reu entgehn, doch nicht den Fehler fliehn.
Wahr ist's, ich find' in mir noch redendes Gewissen,
In der Vernunft noch Kenntniß meiner Pflicht,
Ich kann mein Auge nie der Tugend ganz verschließen,
Und oft scheint mir ein Strahl von ihrem Licht;
Doch schwaches Licht, das mir den Reiz der Tugend zeiget
Und vom Verstand nicht bis zum Herzen dringt!
Vergebens lehret er, das Herz bleibt ungebeuget,
Hat sein Gesetz und folgt ihm unbedingt.
Ein Richter in mir selbst stört oft des Herzens Ruhe:
Er klagt mich an; ich steh' erschrocken still,
Und billige nicht mehr das Böse, das ich thue,
Und thue nicht das Gute, das ich will.
Verstellung, die ich doch an meinem Nächsten hasse,
Erlaub' ich mir, und halt' es für Gewinn,
Wenn ich im falschen Licht mich andern sehen lasse
Und scheinen kann was ich mir selbst nicht bin.
Ich weiß, daß der Besitz der Güter dieser Erden
Der Seele nie das wahre Glück verleiht;
Doch bleiben sie mein Wunsch, und um beglückt zu werden,
Erring' ich mir die Last der Eitelkeit.

Ich weiß, wie groß es sei, aus Ueberlegung handeln,
Und handle doch aus sinnlichem Gefühl;
Durch falschen Schein getäuscht, eil' ich ihm nachzuwandeln,
Und Leidenschaft und Irrthum steckt mein Ziel.
Ein gegenwärtig Gut versäum' ich zu genießen,
Flieh' was mich sucht, und suche was mich flieht;
Im Glücke bin ich stolz, verzagt in Kümmernissen
Und ohne Ruh um Ruhe stets bemüht.
Mein Nächster hat ein Recht auf viele meiner Pflichten;
Doch wird dies Recht so oft von mir entweiht.
Versagt er mir die Pflicht, so eil' ich ihn zu richten:
Und sein Versehn ist Ungerechtigkeit.
Nicht Liebe gegen Gott heißt mich dem Nächsten dienen,
Mehr Eigenlieb' und niedrer Eigennutz;
Aus ihnen fließt Betrug, Verstellung, und in ihnen
Findt Neid und Haß und Stolz und Härte Schutz.
Gott ehren ist mein Ruf. Wenn ich den Ruf betrachte,
Was find' ich da für Mängel meiner Pflicht;
Die Wunder der Natur, die Gott zu Lehrern machte,
Stehn vor mir da, und diese hör' ich nicht!
Und heißt ihr Anblick mich auf seine Weisheit schließen,
Auf Güt' und Macht: so schließt nur mein Verstand,
Das Herz bleibt ungerührt, betäubt bleibt das Gewissen,
Und Gott, mein Herr und Vater, unerkannt.
Er schenkt mir so viel Guts. Gebrauch' ich seine Güte
Zu meinem Glück, und geb' ich ihr Gehör?
Nein, durch den Misbrauch selbst verschließ' ich mein Gemüthe
Der Dankbarkeit und Liebe desto mehr.
Oft sagt mir mein Verstand, daß des Allmächt'gen Gnade
Das größte Gut, der Trost des Lebens ist,
Und welche Schulden ich auf mein Gewissen lade,
Wenn sie mein Herz für Menschengunst vergißt;
Und doch, o Gott, wie oft geb' ich dies Glück der Seelen,
Dir werth zu sein, für kindischen Gewinn,
Für einen Ruhm der Welt, für Lüste, die mich quälen,
Für Eitelkeit und für ein Nichts dahin!
Gott ist der Herr der Welt; auf seine Hülfe bauen
Ist meine Pflicht. Doch wann gehorch' ich ihr?
Bald bebt mein Herz vor Furcht, und bald ist das Vertrauen,
Das mich beseelt, nur ein Vertraun zu mir.
Dies ist des Menschen Herz. Wer hat dies Herz verheeret?
So kam es nicht, o Gott, aus deiner Hand;
Der Mensch durch eigne Schuld hat seine Würd' entehret,
Und beides fiel, sein Herz und sein Verstand.

Doch so verderbt wir sind, so schwach uns selbst zu heilen:
So steuert Gott doch der Verdorbenheit,
Läßt durch sein heilig Wort uns neue Kraft ertheilen,
Licht der Vernunft, dem Herzen Reinigkeit.
Und du willst dieser Kraft, o Mensch, dich widersetzen?
Sie beut sich an, du aber wehrest ihr
Und willst des größten Glücks dich selber unwerth schätzen?
Erkenne Gott! Noch steht dein Heil bei dir.

Der Weg des Frommen.

Wer Gottes Wege geht, nur der hat großen Frieden:
Er widersteht der bösen Lust,
Er kämpft und ist des Lohns, den Gott dem Kampf beschieden,
Ist seiner Tugend sich bewußt.
Er merkt auf seinen Gang, geht ihn mit heil'gem Muthe,
Wächst an Erkenntniß und an Kraft,
Wird aus der Schwachheit stark, und liebt und schmeckt das Gute,
Das Gott in seiner Seele schafft.
Ihn hat er allezeit vor Augen und im Herzen,
Prüft täglich sich vor seinem Thron,
Bereut der Fehler Zahl, und tilgt der Sünden Schmerzen
Durch Jesum Christum, seinen Sohn.
Getreu in seinem Stand, genießt er Gottes Gaben,
Wehrt seiner Seele Geiz und Neid
Und ist, wenn andre gleich viel Weins und Kornes haben,
In Gott bei wenigem erfreut.
Schenkt seine Hand ihm viel, so wird er vielen nützen
Und, wie sein Gott, gutthätig sein,
Des Freundes Glück erhöhn, verlaßne Tugend schützen
Und selbst den Feind in Noth erfreun.
Ihm ist es leichte Last, die Pflichten auszuüben,
Die er dem Nächsten schuldig ist,
Die Liebe gegen Gott heißt ihn die Menschen lieben:
Und durch die Liebe siegt der Christ.
Er kränket nie dein Glück, schützt deinen Ruhm, dein Leben,
Denn er ehrt Gottes Bild in dir;
Er trägt dich mit Geduld, ist willig zum Vergeben,
Denn Gott, denkt er, vergibt auch mir.
Sein Beispiel sucht dein Herz im Guten zu bestärken,
Er nimmt an deiner Tugend theil;
Denn alle sind von Gott gezeugt zu guten Werken
Und haben Einen Herrn, Ein Heil.

Dies Heil der Ewigkeit, das hier der Fromme schmecket,
Erhöht sein Glück, stillt seinen Schmerz,
Gibt ihm Geduld und Muth; kein Tod, der ihn erschrecket:
Im Tode noch freut sich sein Herz.

Passionslied.

Erforsche mich, erfahr mein Herz
Und sieh, Herr, wie ich's meine:
Ich denk' an deines Leidens Schmerz,
An deine Lieb', und weine.
Dein Kreuz sei mir gebenedeit;
Welch Wunder der Barmherzigkeit
Hast du der Welt erwiesen!
Wann hab' ich dies genug bedacht
Und dich aus aller meiner Macht
Genug dafür gepriesen?
Rath, Kraft, und Friedefürst, und Held!
In Fleisch und Blut gekleidet
Wirst du das Opfer für die Welt,
Und deine Seele leidet;
Dein Freund, der dich verräth, ist nah,
Des Zornes Gottes Stund' ist da,
Und Schrecken strömen über;
Du zagst, und fühlst der Höllen Weh:
„Ist's möglich, Vater, o so geh
Der Kelch vor mir vorüber!"
Dein Schweiß wird Blut; du ringst und zagst
Und fällst zur Erde nieder;
Du, Sohn des Höchsten, kämpfst und wagst
Die erste Bitte wieder.
Du fühlst, von Gott gestärkt im Streit,
Die Schrecken einer Ewigkeit
Und Strafen sonder Ende;
Auf dich nimmst du der Menschen Schuld
Und gibst mit göttlicher Geduld
Dich in der Sünder Hände.
Du trägst der Missethäter Lohn
Und hattest nie gesündigt,
Du, der Gerechte, Gottes Sohn!
So war's vorher verkündigt.

Der Frechen Schar begehrt dein Blut,
Du duldest, göttlich groß, die Wuth,
Um Seelen zu erretten.
Dein Mörder, Jesu, war auch ich;
Denn Gott warf aller Sünd' auf dich,
Damit wir Friede hätten.
Erniedrigt bis zur Knechtsgestalt,
Und doch der Größt' im Herzen,
Erträgst du Spott, Schmach und Gewalt,
Voll Krankheit und voll Schmerzen.
Wir sahn dich, der Verheißung Ziel;
Doch da war nichts, das uns gefiel,
Und nicht Gestalt noch Schöne.
Vor dir, Herr unsre Zuversicht,
Verbarg man selbst das Angesicht,
Dich schmähn des Bundes Söhne!
Ein Opfer nach dem ew'gen Rath,
Belegt mit unsern Plagen,
Um deines Volkes Missethat
Gemartert und zerschlagen,
Gehst du den Weg zum Kreuzesstamm
In Unschuld, stumm, gleich als ein Lamm,
Das man zur Schlachtbank führet;
Freiwillig, als der Helden Held,
Trägst du, aus Liebe für die Welt,
Den Tod, der uns gebühret!
„Sie haben meine Hände mir,
Die Füße mir durchgraben;
Und große Farren sind's, die hier
Mich, Gott, umringet haben.
Ich heul', und meine Hülf' ist fern.
Sie spotten mein: Er klag's dem Herrn,
Ob dieser ihn befreite!
Du legst mich in des Todes Staub.
Ich bin kein Mensch — ein Wurm, ein Raub
Der Wuth, ein Spott der Leute.
„Ich ruf', und du antwortest nie,
Und mich verlassen alle.
In meinem Durste reichen sie
Mir Essig dar und Galle.
Wie Wachs zerschmilzt in mir mein Herz,
Sie sehn mit Freuden meinen Schmerz,
Die Arbeit meiner Seelen.
Warum verläßt du deinen Knecht?

Mein Gott! mein Gott! ich leid', und möcht'
All mein Gebeine zählen."
Du neigst dein Haupt. Es ist vollbracht.
Du stirbst. Die Erd' erschüttert.
Die Arbeit hab' ich dir gemacht;
Herr, meine Seele zittert.
Was ist der Mensch, den du befreit?
O wär' ich doch ganz Dankbarkeit!
Herr, laß mich Gnade finden!
Und deine Liebe dringe mich,
Daß ich dich wiederlieb' und dich
Nie kreuzige mit Sünden!
Welch Warten einer ew'gen Pein
Für die, die dich verachten,
Die, solcher Gnade werth zu sein,
Nach keinem Glauben trachten,
Für die, die dein Verdienst gestehn
Und dich durch ihre Laster schmähn
Als einen Sündendiener!
Wer dich nicht liebt, kömmt ins Gericht;
Wer nicht dein Wort hält, liebt dich nicht,
Ihm bist du kein Versöhner.
Du hast's gesagt. Du wirst die Kraft
Zur Heiligung mir schenken;
Dein Blut ist's, das mir Trost verschafft,
Wenn mich die Sünden kränken.
Laß mich im Eifer des Gebets,
Laß mich in Lieb' und Demuth stets
Vor dir erfunden werden!
Dein Heil sei mir der Schirm in Noth,
Mein Stab im Glück, mein Schild im Tod,
Mein letzter Trost auf Erden!

Der thätige Glaube.

Wer Gottes Wort nicht hält und spricht:
Ich kenne Gott — der trüget;
In solchem ist die Wahrheit nicht,
Die durch den Glauben sieget.
Wer aber sein Wort glaubt und hält,
Der ist von Gott, nicht von der Welt.

Der Glaube, den sein Wort erzeugt,
Muß auch die Liebe zeugen;
Je höher dein Erkenntniß steigt,
Je mehr wird diese steigen.
Der Glaub' erleuchtet nicht allein,
Er stärkt das Herz und macht es rein.
Durch Jesum rein von Missethat,
Sind wir nun Gottes Kinder:
Wer solche Hoffnung zu ihm hat,
Der flieht den Rath der Sünder,
Folgt Christi Beispiel als ein Christ
Und reinigt sich, wie er rein ist.
Alsdann bin ich Gott angenehm
Wenn ich Gehorsam übe.
Wer die Gebote hält, in dem
Ist wahrlich Gottes Liebe.
Ein täglich thätig Christenthum,
Das ist des Glaubens Frucht und Ruhm.
Der bleibt in Gott, und Gott in ihm,
Wer in der Liebe bleibet;
Die Lieb' ist's, die die Cherubim
Gott zu gehorchen treibet.
Gott ist die Lieb'; an seinem Heil
Hat ohne Liebe niemand theil.

Warnung vor der Wollust.

Der Wollust Reiz zu widerstreben,
Dies, Jugend, liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit sein;
Entflieh der schmeichelnden Begierde,
Sie raubet dir des Herzens Zierde,
Und ihre Freuden werden Pein.
Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis' und Trank dein Herz beschweren
Und sei ein Freund der Nüchternheit;
Versage dir, dich zu besiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen
Und steure deiner Sinnlichkeit.
Laß nicht dein Auge dir gebieten;
Und sei, die Wollust zu verhüten,

Stets schamhaft gegen deinen Leib;
Entflieh des Witzlings freien Scherzen
Und such' im Umgang edler Herzen
Dir Beispiel, Witz und Zeitvertreib.
Der Mensch zu Fleiß und Arbeit träge
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Bösewichts;
Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäfte:
Entzieh der Wollust ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angesichts.
Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen,
So wach' auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh er die Freiheit dir verwehrt.
Ihn bald in der Geburt ersticken,
Ist leicht; schwer ist's, ihn unterdrücken
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.
Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr;
Ein langer Umgang macht dich freier,
Und oft wird ein verbotnes Feuer
Aus dem, was anfangs Freundschaft war.
Dein fühlend Herz wird sich's verzeihen,
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt;
Du wirst dich stark und sicher glauben
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt.
Doch nein, du sollst sie nicht entehren,
Du sollst dir stets die That verwehren:
Ist drum dein Herz schon tugendhaft?
Ist's Sünde nur, die That vollbringen?
Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft?
Begierden sind es, die uns schänden,
Und ohne daß wir sie vollenden,
Verletzen wir schon unsre Pflicht;
Wenn du vor ihnen nicht erröthest,
Nicht durch den Geist die Lüste tödtest,
So rühme dich der Keuschheit nicht.
Erfülle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unschuld ist der Seele Glück;
Einmal verscherzt und aufgegeben,

Verläßt sie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu bringt sie zurück.
Denk oft bei dir: der Wollust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch bei der Welt ein Spott;
Und könnt' ich auch in Finsternissen
Den Greu'l der Wollust ihr verschließen,
So sieht und findet mich doch Gott.
Die Wollust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben erbt;
Ich will mir dies ihr Glück erwerben.
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer seinen Tempel hier verderbt.
Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend,
Und seine Kräfte sind verzehrt,
Verwesung schändet sein Gesichte
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.
So rächt die Wollust an den Frechen
Früh oder später die Verbrechen
Und züchtigt dich mit harter Hand;
Ihr Gift wird dein Gewissen quälen,
Sie raubet dir das Licht der Seelen
Und lohnet dir mit Unverstand.
Sie raubt dem Herzen Muth und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab;
Und unter deiner Lüste Bürde
Sinkst du von eines Menschen Würde
Zur Niedrigkeit des Thiers herab.
Drum fliehe vor der Wollust Pfade,
Und wach', und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an.
Erzittre vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

Morgengesang.

Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!
Erheb ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang.
Lobsing ihm, meine Seele!
Mich selbst zu schützen ohne Macht,
Lag ich und schlief in Frieden;
Wer schafft die Sicherheit der Nacht
Und Ruhe für die Müden?
Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß
Und schützt mich vor Gefahren?
Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?
Du bist es, Herr und Gott der Welt,
Und dein ist unser Leben;
Du bist es, der es uns erhält
Und mir's jetzt neu gegeben.
Gelobet seist du, Gott der Macht!
Gelobt sei deine Treue,
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue!
Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen,
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.
Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele:
Sei mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater wenn ich fehle.
Gib mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb' und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn' und willig thue,
Daß ich als ein getreuer Knecht
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe;

Daß ich, dem Nächsten beizustehn,
Nie Fleiß und Arbeit scheue,
Mich gern an andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue;
Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließe!

Von der Quelle der guten Werke.

Wenn zur Vollführung deiner Pflicht
Dich Gottes Liebe nicht beseelet,
So rühme dich der Tugend nicht
Und wisse, daß dir alles fehlet.
Wenn Vortheil, Wollust, Eigensinn
Und Stolz dir nur das Gute rathen:
So thue noch so gute Thaten,
Du hast vor Gott den Lohn dahin.

Sei durch die Gaben der Natur
Das Wunder und das Glück der Erden:
Beglückest du die Menschen nur,
Um vor der Welt geehrt zu werden,
Erfüllt die Liebe nicht dein Herz,
So bist du bei den größten Gaben,
Bei dem Verstand, den Engel haben,
Vor Gott doch nur ein tönend Erz.

Bau' Häuser auf und brich dein Brot,
Das Volk der Armen zu verpflegen;
Entreiß die Witwen ihrer Noth
Und sei der Waisen Schutz und Segen;
Gib alle deine Habe hin:
Noch hast du nichts vor Gott gegeben;
Wenn Lieb' und Pflicht dich nicht beleben,
So ist dir alles kein Gewinn.

Thu Thaten, die der Heldenmuth
Noch jemals hat verrichten konnen;
Vergieß fürs Vaterland dein Blut;
Laß deinen Leib für andre brennen:
Beseelet dich nicht Lieb' und Pflicht,
Bist du die Absicht deiner Thaten,
So schütz' und rette ganze Staaten,
Gott achtet deiner Werke nicht.

Läg' ihm an unsern Werken nur,
So könnt' er uns, sie zu vollbringen,
Sehr leicht durch Fesseln der Natur,
Durch Kräfte seiner Allmacht zwingen;
Vor ihm, der alles schafft und gibt,
Gilt Weisheit nichts, nicht Macht und Stärke,
Er will die Absicht deiner Werke,
Ein Herz, das ihn verehrt und liebt.
Ein Herz von Eigenliebe fern,
Fern von des Stolzes eitlem Triebe,
Geheiligt durch die Furcht des Herrn,
Erneut durch Glauben zu der Liebe —
Dies ist's, was Gott von uns verlangt;
Und wenn wir nicht dies Herz besitzen,
So wird ein Leben uns nichts nützen,
Das mit den größten Thaten prangt.
Drum täusche dich nicht durch den Schein,
Nicht durch der Tugend bloßen Namen;
Sieh nicht auf deine Werk' allein,
Sieh auf den Quell, aus dem sie kamen;
Prüf' dich vor Gottes Angesicht,
Ob seine Liebe dich beseelet:
Ein Herz, dem nicht der Glaube fehlet,
Dem fehlet auch die Liebe nicht.
Wohnt Liebe gegen Gott in dir,
So wird sie dich zum Guten stärken,
Du wirst die Gegenwart von ihr
An Liebe zu dem Nächsten merken;
Die Liebe, die dich schmücken soll,
Ist gütig, ohne List und Tücke,
Beneidet nicht des Nächsten Glücke,
Sie bläht sich nicht, ist langmuthsvoll.
Sie deckt des Nächsten Fehler zu
Und freut sich niemals seines Falles,
Sie suchet nicht blos ihre Ruh,
Sie hofft und glaubt und duldet alles;
Sie ist's, die dir den Muth verleiht,
Des Höchsten Wort gern zu erfüllen,
Macht seinen Sinn zu deinem Willen
Und folgt dir in die Ewigkeit.

Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!
Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke:
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du Gott der Stärke;
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?
Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer schließt den Schos der Erden auf,
Mit Vorrath uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit,
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen!
Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!
Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet,
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand
Dich zu erkennen leitet,
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt' und Größe.
Erheb ihn ewig, o mein Geist,
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sei gepreist,
Und alle Welt sag' Amen!
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn
Und hoff' auf ihn und dien' ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

Trost der Erlösung.

Gedanke, der uns Leben gibt,
Welch Herz vermag dich auszudenken:
„Also hat Gott die Welt geliebt,
Uns seinen Sohn zu schenken“!
Hoch über die Vernunft erhöht,
Umringt mit heil'gen Finsternissen,
Füllst du mein Herz mit Majestät
Und stillest mein Gewissen.
Ich kann der Sonne Wunder nicht
Noch ihren Lauf und Bau ergründen;
Und doch kann ich der Sonne Licht
Und ihre Wärm' empfinden:
So kann mein Geist den hohen Rath
Des Opfers Jesu nicht ergründen;
Allein das Göttliche der That
Das kann mein Herz empfinden.
Nimm mir den Trost, daß Jesus Christ
Am Kreuz nicht meine Schuld getragen,
Nicht Gott und mein Erlöser ist:
So werd' ich angstvoll zagen.
Ist Christi Wort nicht Gottes Sinn,
So werd' ich ewig irren müssen
Und, wer Gott ist, und was ich bin
Und werden soll, nicht wissen.
Nein, diesen Trost der Christenheit
Soll mir kein frecher Spötter rauben,
Ich fühle seine Göttlichkeit
Und halte fest am Glauben.
Des Sohnes Gottes Eigenthum,
Durch ihn des ew'gen Lebens Erbe,
Dies bin ich, und das ist mein Ruhm,
Auf den ich leb' und sterbe.
Er gibt mir seinen Geist, das Pfand,
Daran wir seine Liebe merken,
Und bildet uns durch seine Hand
Zu allen guten Werken.
Solang' ich seinen Willen gern
Mit einem reinen Herzen thue,
So fühl' ich eine Kraft des Herrn
Und schmecke Fried' und Ruhe.
Und wenn mich meine Sünde kränkt,
Und ich zu seinem Kreuze trete:

So weiß ich, daß er mein gedenkt
Und thut warum ich bete.
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,
Daß ich, erwecket aus der Erde,
Wenn er sich zum Gericht erhebt,
Im Fleisch ihn schauen werde.
Kann unsre Lieb' im Glauben hier
Für den, der uns geliebt, erkalten?
Dies ist die Lieb', o Gott, zu dir:
Dein Wort von Herzen halten.
Erfüll' mein Herz mit Dankbarkeit,
So oft ich deinen Namen nenne,
Und hilf, daß ich dich allezeit
Treu vor der Welt bekenne.
Soll ich dereinst noch würdig sein,
Um deinetwillen Schmach zu leiden:
So laß mich keine Schmach und Pein
Von deiner Liebe scheiden!
Und soll ich, Gott, nicht für und für
Des Glaubens Freudigkeit empfinden:
So wirk' er doch sein Werk in mir
Und rein'ge mich von Sünden.
Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt —
So laß mich noch im Tode denken —
Wie sollt' uns der, der ihn geschenkt,
Mit ihm nicht alles schenken!

Lied am Geburtstage.

Dir dank' ich heute für mein Leben;
Am Tage, da du mir's gegeben,
Dank' ich dir, Gott, dafür.
Durch freie Gnad' allein bewogen
Hast du mich aus dem Nichts gezogen,
Durch deine Güte bin ich hier.
Du hast mich wunderbar bereitet,
An deiner Rechten mich geleitet
Bis diesen Augenblick;
Du gabst mir tausend frohe Tage,
Verwandeltest selbst meine Klage
Und meine Leiden in mein Glück.

Ich bin der Treue zu geringe,
Mit der du, Herrscher aller Dinge,
Stets über mich gewacht;
O Gott, damit ich glücklich werde,
Hast du an mich, mich Staub und Erde,
Von Ewigkeit her schon gedacht!
Du sahst und hörtest schon mein Sehnen
Und zähltest alle meine Thränen,
Eh ich bereitet war,
Und wogst, eh ich zu sein begonnte,
Eh ich zu dir noch rufen konnte,
Mir mein bescheiden Theil schon dar.
Du ließt mich Gnade vor dir finden,
Und sahst doch alle meine Sünden
Vorher von Ewigkeit.
O welche Liebe! welch Erbarmen!
Der Herr der Welt sorgt für mich Armen
Und ist ein Vater, der verzeiht!
Für alle Wunder deiner Treue,
Für alles, dessen ich mich freue,
Lobsinget dir mein Geist;
Er selber ist dein größt Geschenke:
Dein ist's, daß ich durch ihn dich denke,
Und dein, daß er dich heute preist.
Daß du mein Leben mir gefristet,
Mit Stärk' und Kraft mich ausgerüstet,
Dies, Vater, dank' ich dir;
Daß du mich wunderbar geführet,
Mit deinem Geiste mich regieret,
Dies alles, Vater, dank' ich dir.
Soll ich, o Gott, noch länger leben,
So wirst du was mir gut ist geben;
Du gibst's, ich hoff' auf dich.
Dir, Gott, befehl' ich Leib und Seele;
Der Herr Herr, dem ich sie befehle,
Der segne und behüte mich!

Vom Worte Gottes.

Gott ist mein Hort,
Und auf sein Wort
Soll meine Seele trauen;
Ich wandle hier,

Mein Gott, vor dir
Im Glauben, nicht im Schauen.
Dein Wort ist wahr:
Laß immerdar
Mich seine Kräfte schmecken;
Laß keinen Spott,
O Herr mein Gott,
Mich von dem Glauben schrecken!
Wo hätt' ich Licht,
Wofern mich nicht
Dein Wort die Wahrheit lehrte?
Gott, ohne sie
Verstünd' ich nie,
Wie ich dich würdig ehrte.
Dein Wort erklärt
Der Seele Werth,
Unsterblichkeit und Leben;
Zur Ewigkeit
Ist diese Zeit
Von dir mir übergeben.
Dein ew'ger Rath,
Die Missethat
Der Sünder zu versühnen:
Den kennt' ich nicht,
Wär' mir dies Licht
Nicht durch dein Wort erschienen.
Nun darf mein Herz
In Reu und Schmerz
Der Sünden nicht verzagen;
Nein, du verzeihst,
Lehrst meinen Geist
Ein gläubig Abba sagen.
Mich zu erneun,
Mich dir zu weihn,
Ist meines Heils Geschäfte;
Durch meine Müh
Vermag ich's nie,
Dein Wort gibt mir die Kräfte.
Herr unser Hort,
Laß uns dies Wort,
Denn du hast's uns gegeben;
Es sei mein Theil,
Es sei mir Heil
Und Kraft zum ew'gen Leben!

Weihnachtslied.

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd' in aller Welt gedacht,
Ihn preise was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!
Die Völker haben dein geharrt,
Bis daß die Zeit erfüllet ward:
Da sandte Gott von seinem Thron
Das Heil der Welt, dich, seinen Sohn.
Wenn ich dies Wunder fassen will,
So steht mein Geist vor Ehrfurcht still;
Er betet an, und er ermißt,
Daß Gottes Lieb' unendlich ist.
Damit der Sünder Gnad' erhält,
Erniedrigst du dich, Herr der Welt,
Nimmst selbst an unsrer Menschheit theil,
Erscheinst im Fleisch und wirst uns Heil.
Dein König, Zion, kömmt zu dir.
„Ich komm', im Buche steht von mir;
Gott, deinen Willen thu' ich gern."
Gelobt sei, der da kömmt im Herrn!
Herr, der du Mensch geboren wirst,
Immanuel und Friedefürst,
Auf den die Väter hoffend sahn,
Dich, Gott Messias, bet' ich an.
Du, unser Heil und höchstes Gut,
Vereinest dich mit Fleisch und Blut,
Wirst unser Freund und Bruder hier,
Und Gottes Kinder werden wir.
Gedanke voller Majestät,
Du bist es, der das Herz erhöht!
Gedanke voller Seligkeit,
Du bist es, der das Herz erfreut!
Durch Eines Sünde fiel die Welt;
Ein Mittler ist's, der sie erhält.
Was zagt der Mensch, wenn der ihn schützt,
Der in des Vaters Schoße sitzt?
Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt
Den Tag der heiligsten Geburt!
Und Erde, die ihn heute sieht,
Sing ihm, dem Herrn, ein neues Lied!

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd' in aller Welt gedacht,
Ihn preise was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!

Geduld.

Ein Herz, o Gott, in Leid und Kreuz geduldig,
Das bin ich dir und meinem Heile schuldig;
Laß mich die Pflicht, die wir so oft vergessen,
Täglich ermessen.
Bin ich nicht Staub wie alle meine Väter?
Bin ich vor dir, Herr, nicht ein Uebertreter?
Thu' ich zu viel, wenn ich die schweren Tage
Standhaft ertrage?
Wie oft, o Gott, wenn wir das Böse dulden,
Erdulden wir nur unsrer Thorheit Schulden
Und nennen Lohn, den wir verdient bekommen,
Trübsal der Frommen!
Ist Dürftigkeit, in der die Trägen klagen,
Sind Haß und Pein, die Stolz und Wollust tragen,
Des Schwelgers Schmerz, des Neids vermißte Freuden
Christliches Leiden?
Ist deren Qual, die deinen Rath verachtet,
Nach Gottesfurcht und Glauben nie getrachtet,
Und die sich jetzt in finstrer Schwermuth quälen,
Prüfung der Seelen?
Doch selbst, o Gott, in Strafen unsrer Sünden
Läßt du den Weg zu unserm Heil uns finden,
Wenn wir sie uns, die Missethat zu hassen,
Züchtigen lassen.
Jag' ich nur nach dem Frieden im Gewissen,
Wird alles mir zum Besten dienen müssen;
Du, Herr, regierst, und ewig wirkt dein Wille
Gutes die Fülle
Ich bin ein Gast und Pilger auf der Erden,
Nicht hier, erst dort, dort soll ich glücklich werden;
Und gegen euch, was sind, ihr ew'gen Freuden,
Dieser Zeit Leiden?
Wenn ich nur nicht mein Elend selbst verschulde;
Wenn ich als Mensch, als Christ hier leid' und dulde:
So kann ich mich der Hülfe der Erlösten
Sicher getrösten.

Ich bin ein Mensch, und Leiden müssen kränken;
Doch in der Noth an seinen Schöpfer denken
Und ihm vertraun, dies stärket unsre Herzen
Mitten in Schmerzen.
Schau über dich, wer trägt der Himmel Heere?
Merk' auf, wer spricht: Bis hierher! zu dem Meere?
Ist er nicht auch dein Helfer und Berather,
Ewig dein Vater?
Willst du so viel als der Allweise wissen?
Jetzt weißt du nicht, warum du leiden müssen,
Allein du wirst, was seine Wege waren,
Nachmals erfahren.
Er züchtigt uns, damit wir zu ihm nahen,
Die Heiligung des Geistes zu empfahen
Und mit dem Trost der Hülfe, die wir merken,
Andre zu stärken.
Das Kreuz des Herrn wirkt Weisheit und Erfahrung;
Erfahrung gibt dem Glauben Muth und Nahrung:
Ein starkes Herz steht in der Noth noch feste.
Hoffe das Beste!

Gottes Macht und Vorsehung.

Gott ist mein Lied.
Er ist der Gott der Stärke;
Hehr ist sein Nam', und groß sind seine Werke,
Und alle Himmel sein Gebiet.
Er will und spricht's,
So sind und leben Welten;
Und er gebeut, so fallen durch sein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.
Licht ist sein Kleid,
Und seine Wahl das Beste;
Er herrscht als Gott, und seines Thrones Feste
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
Unendlich reich,
Ein Meer von Seligkeiten,
Ohn' Anfang Gott, und Gott in ew'gen Zeiten:
Herr aller Welt, wer ist dir gleich?
Was ist und war
In Himmel, Erd' und Meere,
Das kennet Gott, und seiner Werke Heere
Sind ewig vor ihm offenbar.

Er ist um mich,
Schafft daß ich sicher ruhe;
Er schafft was ich vor- oder nachmals thue,
Und er erforschet mich und dich.
Er ist dir nah,
Du sitzest oder gehest;
Ob du ans Meer, ob du gen Himmel flöhest,
So ist er allenthalben da.
Er kennt mein Flehn
Und allen Rath der Seele;
Er weiß, wie oft ich Gutes thu' und fehle,
Und eilt mir gnädig beizustehn.
Er wog mir dar
Was er mir geben wollte,
Schrieb auf sein Buch wie lang' ich leben sollte,
Da ich noch unbereitet war.
Nichts, nichts ist mein,
Das Gott nicht angehöre.
Herr, immerdar soll deines Namens Ehre,
Dein Lob in meinem Munde sein!
Wer kann die Pracht
Von deinen Wundern fassen?
Ein jeder Staub, den du hast werden lassen,
Verkündigt seines Schöpfers Macht.
Der kleinste Halm
Ist deiner Weisheit Spiegel;
Du Luft, und Meer, ihr Auen, Thal und Hügel,
Ihr seid sein Loblied und sein Psalm.
Du tränkst das Land,
Führst uns auf grüne Weiden;
Und Nacht und Tag, und Korn und Wein, und Freuden
Empfangen wir aus deiner Hand.
Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen:
Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?
Ist Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden:
So frag' ich nichts nach Himmel und nach Erden
Und biete selbst der Hölle Trutz.

Die Liebe des Nächsten.

So jemand spricht: Ich liebe Gott —
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott
Und reißt sie ganz danieder.
Gott ist die Lieb' und will, daß ich
Den Nächsten liebe gleich als mich.
Wer dieser Erden Güter hat,
Und sieht die Brüder leiden,
Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden:
Der ist ein Feind der ersten Pflicht
Und hat die Liebe Gottes nicht.
Wer seines Nächsten Ehre schmäht
Und gern sie schmähen höret,
Sich freut wenn sich sein Feind vergeht,
Und nichts zum Besten kehret,
Nicht dem Verleumder widerspricht:
Der liebt auch seinen Bruder nicht.
Wer zwar mit Rath, mit Trost und Schutz
Den Nächsten unterstützet,
Doch nur aus Stolz, aus Eigennutz,
Aus Weichlichkeit ihm nützet,
Nicht aus Gehorsam, nicht aus Pflicht:
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.
Wer harret, bis ihn anzuflehn
Ein Dürftiger erscheinet,
Nicht eilt dem Frommen beizustehn,
Der im verborgnen weinet,
Nicht gütig forscht ob's ihm gebricht:
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.
Wer andre, wenn er sie beschirmt,
Mit Härt' und Vorwurf quälet
Und ohne Nachsicht straft und stürmt,
Sobald sein Nächster fehlet:
Wie bleibt bei seinem Ungestüm
Die Liebe Gottes wol in ihm?
Wer für der Armen Heil und Zucht
Mit Rath und That nicht wachet,
Dem Uebel nicht zu wehren sucht,
Das oft sie dürftig machet,
Nur sorglos ihnen Gaben gibt:
Der hat sie wenig noch geliebt.

Wahr ist es, du vermagst es nicht
Stets durch die That zu lieben;
Doch bist du nur geneigt die Pflicht
Getreulich auszuüben,
Und wünschest dir die Kraft dazu,
Und sorgst dafür: so liebest du.
Ermattet dieser Trieb in dir,
So such' ihn zu beleben,
Sprich oft: Gott ist die Lieb', und mir
Hat er sein Bild gegeben,
Denk oft: Gott, was ich bin ist dein;
Sollt' ich gleich dir nicht gütig sein?
Wir haben Einen Gott und Herrn,
Sind Eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächsten gern,
Denn wir sind alle Brüder.
Gott schuf die Welt nicht blos für mich,
Mein Nächster ist sein Kind wie ich.
Ein Heil ist unser aller Gut;
Ich sollte Brüder hassen,
Die Gott durch seines Sohnes Blut
So hoch erkaufen lassen?
Daß Gott mich schuf und mich versühnt,
Hab' ich dies mehr als sie verdient?
Du schenkst mir täglich so viel Schuld,
Du Herr von meinen Tagen;
Ich aber sollte nicht Geduld
Mit meinen Brüdern tragen,
Dem nicht verzeihn, dem du vrrgibst,
Und den nicht lieben, den du liebst?
Was ich den Frommen hier gethan,
Dem kleinsten auch von diesen,
Das sieht er, mein Erlöser, an
Als hätt' ich's ihm erwiesen;
Und ich, ich sollt' ein Mensch noch sein
Und Gott in Brüdern nicht erfreun?
Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig ist, der nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Drum gib mir, Gott, durch deinen Geist
Ein Herz, das dich durch Liebe preist!

Abendlied.

Für alle Güte sei gepreist,
Gott Vater, Sohn und Heil'ger Geist!
Ihr bin ich zu geringe.
Vernimm den Dank,
Den Lobgesang,
Den ich dir kindlich bringe!
Du nahmst dich meiner herzlich an,
Hast Großes heut an mir gethan,
Mir mein Gebet gewähret,
Hast väterlich
Mein Haus und mich
Beschützet und genähret.
Herr, was ich bin ist dein Geschenk.
Der Geist, mit dem ich dein gedenk',
Ein ruhiges Gemüthe,
Was ich vermag
Bis diesen Tag,
Ist alles deine Güte.
Sei auch nach deiner Lieb' und Macht
Mein Schutz und Schirm in dieser Nacht!
Vergib mir meine Sünden;
Und kömmt mein Tod,
Herr Zebaoth,
So laß mich Gnade finden!

Auf die Himmelfahrt des Erlösers.

Jauchzt, ihr Erlösten, dem Herrn! Er hat sein Werk vollendet;
Deß müsse sich der Erdkreis freun!
Er fährt verklärt hinauf zu dem, der ihn gesendet,
Und nimmt die Himmel wieder ein.
Der Herr, nachdem er das Heil und unvergänglich Leben
Auf Erden an das Licht gebracht,
Den Weg zu Gott uns gelehrt, sich selbst für uns gegeben,
Fährt auf zur Rechten seiner Macht.
Sein, sein ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden,
Und uns hat er das Heil verdient.
Wer sein Wort glaubet und hält, soll nicht verloren werden;
Er hat die Welt mit Gott versühnt.

Hoch über alle Vernunft besiegt er ihr Verderben,
Und seine Lieb' ermüdet nie.
Ein unvergängliches Glück den Menschen zu erwerben,
So heiligt er sich selbst für sie.
Jauchzt, ihr Gerechten, dem Herrn und preiset seinen Namen!
Ihm danken, das ist unsre Pflicht.
Wir sind glückselig in ihm. Sein Wort ist Ja und Amen;
Und Gott ist unsre Zuversicht.
Preist, ihr Erlösten, den Herrn, und rühmet, all ihr Frommen!
Er fährt gen Himmel als ein Held,
In Wolken fährt er hinauf; so wird er wiederkommen,
Ein Herr und Richter aller Welt.
Dies ist des Gläubigen Trost: verklärt ihn einst zu schauen
Und seiner Liebe sich zu freun;
Dies ist des Gläubigen Pflicht: ihm ewig zu vertrauen
Und sich durch Tugend ihm zu weihn.
Wer des Erlösers sich schämt, deß wird auch er sich schämen,
Den wieder ehren, der ihn ehrt.
Laß uns das Leben von dir und Gnad' um Gnade nehmen,
Herr, dessen Herrschaft ewig währt!
Ich bin ein irrendes Schaf; du weisest mich zurechte
Und leitest mich nach deinem Rath,
Machst mich vom Knechte der Welt zu einem deiner Knechte,
Und tilgest meine Missethat.
Was ist die Hoheit der Welt! Sie rührt den Christen wenig;
Du kleidest ihn mit Ruhm und Pracht.
Was ist die Hoheit der Welt! Zum Priester und zum König
Bin ich durch dich vor Gott gemacht.
Dank sei dem Heiland der Welt, er hat sein Werk vollführet!
Frohlock' ihm, Volk der Christenheit!
Er sitzt zur Rechten des Herrn, er lebet und regieret
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Am Communiontage.

Ich komme, Herr, und suche dich,
Mühselig und beladen;
Gott, mein Erbarmer, würd'ge mich
Des Wunders deiner Gnaden!
Ich liege hier vor deinem Thron,
Sohn Gottes und des Menschen Sohn,

Mich deiner zu getrösten;
Ich fühle meiner Sünden Müh,
Ich suche Ruh und finde sie
Im Glauben der Erlösten.
Dich bet' ich zuversichtlich an.
Du bist das Heil der Sünder,
Du hast die Handschrift abgethan;
Und wir sind Gottes Kinder.
Ich denk' an deines Leidens Macht
Und an dein Wort: Es ist vollbracht!
Du hast mein Heil verdienet;
Du hast für mich dich dargestellt,
Gott war in dir und hat die Welt
In dir mit sich versühnet.
So freue dich, mein Herz, in mir:
Er tilget deine Sünden
Und läßt an seiner Tafel hier
Dich Gnad' um Gnade finden.
Du rufst, und er erhört dich schon,
Spricht liebreich: Sei getrost, mein Sohn,
Die Schuld ist dir vergeben;
Du bist in meinen Tod getauft,
Und du wirst dem, der dich erkauft,
Von ganzem Herzen leben.
Dein ist das Glück der Seligkeit;
Bewahr' es hier im Glauben
Und laß durch keine Sicherheit
Dir deine Krone rauben.
Sieh, ich vereine mich mit dir.
Ich bin der Weinstock; bleib an mir,
So wirst du Früchte bringen.
Ich helfe dir, ich stärke dich,
Und durch die Liebe gegen mich
Wird dir der Sieg gelingen. —
Ja, Herr, mein Glück ist dein Gebot;
Ich will es treu erfüllen,
Und bitte dich durch deinen Tod
Um Kraft zu meinem Willen.
Laß mich von nun an würdig sein,
Mein ganzes Herz dir, Herr, zu weihn
Und deinen Tod zu preisen!
Laß mich den Ernst der Heiligung
Durch eine wahre Besserung
Mir und der Welt beweisen!

Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Du klagst und fühlest die Beschwerden
Des Stands, in dem du dürftig lebst;
Du strebest glücklicher zu werden,
Und siehst daß du vergebens strebst.
Ja, klage; Gott erlaubt die Zähren:
Doch denk im Klagen auch zurück;
Ist denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch stets ein wahres Glück?
Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit;
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.
Genieße was dir Gott beschieden,
Entbehre gern was du nicht hast!
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last.
Gott ist der Herr, und seinen Segen
Vertheilt er stets mit weiser Hand,
Ntcht so wie wir's zu wünschen pflegen,
Doch so wie er's uns heilsam fand.
Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß seine Liebe dich vergißt?
Er gibt uns mehr als wir verdienen,
Und niemals was uns schädlich ist.
Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Besorge deines Stands Geschäfte
Und nütze deine Lebenszeit.
Bei Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung sehn:
Dies ist der Weg zu Ruh und Leben.
Herr, lehre diesen Weg mich gehn!

Vom Tode.

Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil' ich zu dem Grabe,
Und was ist's, das ich vielleicht,
Das ich noch zu leben habe?
Denk, o Mensch, an deinen Tod!
Säume nicht! denn Eins ist noth.

Lebe wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben.
Güter, die du hier erwirbst,
Würden, die dir Menschen gaben,
Nichts kann dich im Tod erfreun:
Diese Güter sind nicht dein.
Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewissen,
Das vor Gott dir Zeugniß gibt,
Wird dir deinen Tod versüßen;
Dieses Herz, von Gott erneut,
Ist des Todes Freudigkeit.
Wenn in deiner letzten Noth
Freunde hülflos um dich beben:
Dann wird über Welt und Tod
Dich dies reine Herz erheben,
Dann erschreckt dich kein Gericht —
Gott ist deine Zuversicht.
Daß du dieses Herz erwirbst,
Fürchte Gott, und bet' und wache,
Sorge nicht wie früh du stirbst;
Deine Zeit ist Gottes Sache.
Lern' nicht nur den Tod nicht scheun,
Lern' auch seiner dich erfreun.
Ueberwind ihn durch Vertraun,
Sprich: Ich weiß, an wen ich gläube,
Und ich weiß, ich werd' ihn schaun
Einst in diesem meinem Leibe;
Er, der rief: Es ist vollbracht!
Nahm dem Tode seine Macht. —
Tritt im Geist zum Grab oft hin,
Siehe dein Gebein versenken,
Sprich: Herr, daß ich Erde bin,
Lehre du mich stets bedenken;
Lehre du mich's jeden Tag,
Daß ich weiser werden mag!

Wider den Aufschub der Bekehrung.

Willst du die Buße noch, die Gott gebeut, verschieben,
So schändest du sein Wort und mußt dich selbst nicht lieben.
Ist deine Besserung nicht deiner Seele Glück?
Und wer verschiebt sein Heil gern einen Augenblick?

Allein wie schwer ist's nicht, sein eigen Herz bekämpfen,
Begierden widerstehn und seine Lüste dämpfen! —
Ja, Sünder, es ist schwer; allein zu deiner Ruh
Ist dies der einz'ge Weg: und dem entsagest du?
Ist deine Pflicht von Gott, wie kannst du sie vergessen?
Nach deinen Kräften selbst hat er sie abgemessen;
Was weigerst du dich noch? Ist Gott denn ein Tyrann,
Der mehr von mir verlangt als ich ihm leisten kann?
Sprich selbst, gewinnet Gott wenn ich ihm kindlich diene
Und seiner werth zu sein im Glauben mich erkühne?
Wenn du die Tugend übst, die Gott dein Herr gebeut,
Wem dienst du? ringst du nicht nach deiner Seligkeit?
Was weigerst du dich noch das Laster zu verlassen?
Weil es dein Unglück ist, befiehlt es Gott zu hassen.
Was weigerst du dich noch der Tugend Freund zu sein?
Weil sie dich glücklich macht, befiehlt sie Gott allein.
Gott beut die Kraft dir an, das Gute zu vollbringen;
Soll er durch Allmacht dich ihm zu gehorchen zwingen?
Er gab dir die Vernunft: und du verleugnest sie?
Er sendet dir sein Wort: und du gehorchst ihm nie?
Sprich nicht: Gott kennt mein Herz; ich hab' es ihm verheißen,
Mich noch dereinst, mich bald vom Laster loszureißen;
Itzt ist dies Werk zu schwer. — Doch diese Schwierigkeit,
Die heute dich erschreckt, wächst sie nicht durch die Zeit?
Je öfter du vollbringst was Fleisch und Blut befohlen,
Je stärker wird der Hang die That zu wiederholen;
Scheust du dich heute nicht des Höchsten Feind zu sein,
Um wie viel weniger wirst du dich morgen scheun!
Ist denn die Buß' ein Werk von wenig Augenblicken?
Kann dich kein schneller Tod der Welt noch heut entrücken?
Ist ein Geschrei zu Gott, ein Wunsch nach Besserung
Und Angst der Missethat die wahre Heiligung?
Ist's gnug der Seligkeit, des Glückes der Erlösten,
Wenn uns der Tod ergreift, sich sicher zu getrösten;
Ist das Bekenntniß gnug, daß uns die Sünde reut:
So ist kein leichter Werk als deine Seligkeit.
Doch fordert Gott von uns die Reinigkeit der Seelen.
Ist keine Seele rein, der Glaub' und Liebe fehlen;
Ist dieses dein Beruf, Gott dienen, den du liebst:
So zittre vor dir selbst, wenn du dies Werk verschiebst!
Der Glaube heiligt dich. Ist dieser dein Geschäfte?
Nein, Mensch. Und du verschmähst des Geistes Gottes Kräfte?
Erschreckt dich nicht sein Wort? Gibt im verkehrten Sinn
Den Sünder, der beharrt, nicht Gott zuletzt dahin?

Hat Christus uns erlöst, damit wir Sünder bleiben
Und, sicher durch sein Blut, das Laster höher treiben?
Gebeut uns Christi Wort nicht Tugend, Recht und Pflicht:
So ist es nicht von Gott; Gott widerspricht sich nicht.
Noch heute weil du lebst und seine Stimme hörest,
Noch heute schicke dich daß du vom Bösen kehrest,
Begegne deinem Gott, willst du zu deiner Pein
Dein hier versäumtes Glück nicht ewig noch bereun!
Entschließe dich beherzt, dich selber zu besiegen;
Der Sieg, so schwer er ist, bringt göttliches Vergnügen.
Was zagst du? Geht er gleich im Anfang langsam fort:
Sei wacker; Gott ist nah und stärkt dich durch sein Wort.
Ruf ihn in Demuth an: er tilget deine Sünden;
Und läßt dich sein Gesetz erst ihren Fluch empfinden,
So widerstreb' ihm nicht, denn Gottes Traurigkeit
Wirkt eine Reu in dir, die niemals dich gereut.
So süß ein Laster ist, so gibt's doch keinen Frieden;
Der Tugend nur allein hat Gott dies Glück beschieden.
Ein Mensch, der Gott gehorcht, erwählt das beste Theil;
Ein Mensch, der Gott verläßt, verläßt sein eignes Heil.
Die Buße führt dich nicht in eine Welt von Leiden;
Gott kennt und liebt dein Glück: sie führt zu deinen Freuden,
Macht deine Seele rein, füllt dich mit Zuversicht,
Gibt Weisheit und Verstand und Muth zu deiner Pflicht.
Sprich selbst, ist dies kein Glück, mit ruhigem Gewissen
Die Güter dieser Welt, des Lebens Glück genießen,
Und mäßig und gerecht in dem Genusse sein,
Und sich der Seligkeit schon hier im Glauben freun?

Bußlied.

An dir allein, an dir hab' ich gesündigt
Und übel oft vor dir gethan;
Du siehst die Schuld, die mir den Fluch verkündigt:
Sieh, Gott, auch meinen Jammer an!
Dir ist mein Flehn, mein Seufzen nicht verborgen,
Und meine Thränen sind vor dir;
Ach Gott, mein Gott, wie lange soll ich sorgen?
Wie lang' entfernst du dich von mir?
Herr, handle nicht mit mir nach meinen Sünden,
Vergilt mir nicht nach meiner Schuld!
Ich suche dich: laß mich dein Antlitz finden,
Du Gott der Langmuth und Geduld!

Früh wollst du mich mit deiner Gnade füllen,
Gott, Vater der Barmherzigkeit,
Erfreue mich um deines Namens willen!
Du bist ein Gott, der gern erfreut.
Laß deinen Weg mich wieder freudig wallen,
Und lehre mich dein heilig Recht,
Mich täglich thun nach deinem Wohlgefallen!
Du bist mein Gott, ich bin dein Knecht.
Herr, eile, du mein Schutz, mir beizustehen
Und leite mich auf ebner Bahn! —
Er hört mein Schrein, der Herr erhört mein Flehen
Und nimmt sich meiner Seelen an.

Die Liebe der Feinde.

Nie will ich dem zu schaden suchen,
Der mir zu schaden sucht;
Nie will ich meinem Feinde fluchen,
Wenn er aus Haß mir flucht.
Mit Güte will ich ihm begegnen,
Nicht drohen, wenn er droht;
Wenn er mich schilt, will ich ihn segnen:
Dies ist des Herrn Gebot.
Er, der von keiner Sünde wußte,
Vergalt die Schmach mit Huld
Und litt, so viel er leiden mußte,
Mit Sanftmuth und Geduld.
Will ich, sein Jünger, wiederschelten,
Da er nicht wiederschalt?
Mit Liebe nicht den Haß vergelten,
Wie er den Haß vergalt?
Wahr ist's, Verleumdung dulden müssen
Ist eine schwere Pflicht;
Doch selig, wenn ein gut Gewissen
Zu unsrer Ehre spricht.
Dies will ich desto mehr bewahren:
So bessert mich mein Feind
Und lehrt mich weiser nur verfahren,
Indem er's böse meint.
Ich will mich vor den Fehlern hüten,
Die er von mir ersann,
Und auch die Fehler mir verbieten,
Die er nicht wissen kann.

So will ich mich durch Sanftmuth rächen,
An ihm das Gute sehn
Und dieses Gute von ihm sprechen:
Wie könnt' er länger schmähn?
In seinem Haß ihn zu ermüden,
Will ich ihm gern verzeihn
Und als ein Christ bereit zum Frieden,
Bereit zu Diensten sein.
Und wird er, mich zu untertreten,
Durch Güte mehr erhitzt:
Will ich im stillen für ihn beten
Und Gott vertraun; Gott schützt.

Demuth.

Herr, lehre mich, wenn ich der Tugend diene,
Daß nicht mein Herz des Stolzes sich erkühne
Und nicht auf sie vermessen sei!
Herr, lehre mich wie oft ich fehle merken!
Was ist der Mensch bei seinen besten Werken?
Wann sind sie von Gebrechen frei?
Wie oft fehlt mir zum Guten selbst der Wille!
Wie oft, wenn ich auch dein Gebot erfülle,
Erfüll' ich's minder als ich soll!
Sind Lieb' und Furcht stets die Bewegungsgründe
Der guten That, der unterlassnen Sünde?
Und ist mein Herz des Eifers voll?
Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend,
Gedenke nicht der unvollkommnen Tugend
Der reifern Jahre meiner Zeit!
Wenn ich noch oft aus Stolz nach Tugend strebe,
Aus Menschenfurcht mich Lastern nicht ergebe:
Was ist dann meine Frömmigkeit?
Wenn ich den Geiz aus Furcht der Schande fliehe,
Aus Weichlichkeit mich wohlzuthun bemühe,
Und mäßig bin, gesund zu sein;
Wenn ich die Rach' aus Eigennutze hasse,
Der Ehrsucht Pfad aus Trägheit nur verlasse:
Was ist an dieser Tugend mein?
Und, Gott, wie oft sind unsre besten Triebe
Nicht Frömmigkeit, nicht Früchte deiner Liebe,

Nur Früchte der Natur und Zeit!
Wann fühlen wir der Tugend ganze Würde?
Wann ist dein Joch uns eine leichte Bürde
Und dein Gebot Zufriedenheit?
   Doch, Herr mein Gott, wenn auch zu deiner Ehre
Mein Herze rein, rein meine Tugend wäre:
Weß ist denn dieses Eigenthum?
Wer ließ mich früh zur Tugend unterrichten,
Mein Glück mich sehn in meines Lebens Pflichten
Und im Gehorsam meinen Ruhm?
   Wer gab mir Muth, Herr, dein Gebot zu lieben?
Wer gab mir Kraft, es freudig auszuüben,
Und in Versuchung Schild und Sieg?
Weß ist der Quell, der mich mit Weisheit tränkte,
Und weß der Freund, der mich zum Guten lenkte
Und mir den Fehler nicht verschwieg?
   Du triebst mich an, daß ich das Gute wählte,
Und riefst mich oft, wenn ich des Wegs verfehlte,
Durch Stimmen deines Geists zurück,
Zogst mich durch Kreuz, durch Wohlthat auch, von Sünden,
Ließt, wenn ich rief, mich wieder Gnade finden
Und gabst zu meiner Beßrung Glück.
   Was ist der Mensch, daß du, Gott, sein gedenkest,
Gerechtigkeit in deinem Sohn ihm schenkest
Und zur Belohnung selbst ein Recht!
Und wenn ich nun, durch deines Geistes Gabe,
Des Glaubens Kraft und alle Werke habe,
Wer bin ich? Ein unnützer Knecht!

Weihnachtslied.

   Auf, schicke dich,
Recht feierlich
Des Heilands Fest mit Danken zu begehen!
Lieb' ist der Dank,
Der Lobgesang,
Durch den wir ihn, den Gott der Lieb', erhöhen.
   Sprich dankbar froh:
Also, also
Hat Gott die Welt in seinem Sohn geliebet!
O, wer bin ich,
Herr, daß du mich
So herrlich hoch in deinem Sohn geliebet?

Er, unser Freund,
Mit uns vereint,
Zur Zeit da wir noch seine Feinde waren,
Er wird uns gleich,
Um Gottes Reich
Und seine Lieb' im Fleisch zu offenbaren!
An ihm nimm theil,
Er ist das Heil;
Thu täglich Buß' und gläub' an seinen Namen!
Der ehrt ihn nicht,
Wer: Herr, Herr! spricht
Und doch nicht sucht sein Beispiel nachzuahmen.
Aus Dank will ich
In Brüdern dich,
Dich Gottessohn, bekleiden, speisen, tränken,
Der Frommen Herz
In ihrem Schmerz
Mit Trost erfreun und dein dabei gedenken.
Rath, Kraft und Held,
Durch den die Welt
Und alles ist, im Himmel und auf Erden,
Die Christenheit
Preist dich erfreut,
Und aller Knie soll dir gebeuget werden!
Erhebt den Herrn!
Er hilft uns gern,
Und wer ihn sucht, den wird sein Name trösten.
Alleluja!
Alleluja!
Freut euch des Herrn und jauchzt ihm, ihr Erlösten!

Das Glück eines guten Gewissens.

Besitz' ich nur
Ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich, wenn andre zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.
Dies sei mein Theil,
Dies soll mir niemand rauben;
Ein reines Herz von ungefärbtem Glauben,
Der Friede Gottes nur ist Heil.

Welch ein Gewinn,
Wenn meine Sünde schweiget,
Wenn Gottes Geist in meinem Geiste zeuget,
Daß ich sein Kind und Erbe bin!
Und diese Ruh,
Den Trost in unserm Leben,
Sollt' ich für Lust, für Lust der Sinne geben?
Dies lasse Gottes Geist nicht zu!
In jene Pein,
Mich selber zu verklagen,
Der Sünde Fluch mit mir umherzutragen:
In diese stürzt' ich mich hinein?
Laß auch die Pflicht,
Dich selber zu besiegen,
Die schwerste sein: sie ist's; doch welch Vergnügen
Wird sie nach der Vollbringung nicht!
Welch Glück, zu sich
Mit Wahrheit sagen können:
Ich fühlt' in mir des Bösen Lust entbrennen,
Doch, Dank sei Gott, ich schützte mich!
Und welch Gericht,
Selbst zu sich sagen müssen:
Ich konnte mir den Weg zum Fall verschließen,
Und doch verschloß ich mir ihn nicht!
Was kann im Glück
Den Werth des Glücks erhöhen?
Ein ruhig Herz versüßt im Wohlergehen
Dir jeden frohen Augenblick.
Was kann im Schmerz
Den Schmerz der Leiden stillen,
Im schwersten Kreuz mit Freuden dich erfüllen?
Ein in dem Herrn zufriednes Herz.
Was gibt dir Muth,
Die Güter zu verachten,
Wonach mit Angst die niedern Seelen trachten?
Ein ruhig Herz, dies größre Gut.
Was ist der Spott,
Den ein Gerechter leidet?
Sein wahrer Ruhm. Denn wer das Böse meidet,
Das Gute thut, hat Ruhm bei Gott.
Im Herzen rein
Hinauf gen Himmel schauen
Und sagen: Gott, du Gott, bist mein Vertrauen!
Welch Glück, o Mensch, kann größer sein?

Sieh, alles weicht,
Bald wirst du sterben müssen;
Was wird alsdann dir deinen Tod versüßen?
Ein gut Gewissen macht ihn leicht.
Heil dir, o Christ,
Der diese Ruh empfindet
Und der sein Glück auf das Bewußtsein gründet,
Daß nichts Verdammlichs an ihm ist!
Laß Erd' und Welt —
So kann der Fromme sprechen —
Laß unter mir den Bau der Erde brechen:
Gott ist es, dessen Hand mich hält.

Versicherung der Gnade Gottes.

So hoff' ich denn mit festem Muth
Auf Gottes Gnad' und Christi Blut;
Ich hoff' ein ewig Leben.
Gott ist ein Vater, der verzeiht,
Hat mir das Recht zur Seligkeit
In seinem Sohn gegeben.
Herr, welch ein unaussprechlich Heil,
An dir, an deiner Gnade theil,
Theil an dem Himmel haben,
Im Herzen durch den Glauben rein,
Dich lieben, und versichert sein
Von deines Geistes Gaben!
Dein Wort, das Wort der Seligkeit,
Wirkt göttliche Zufriedenheit,
Wenn wir es treu bewahren;
Es spricht uns Trost im Elend zu,
Versüßet uns des Lebens Ruh
Und stärkt uns in Gefahren.
Erhalte mir, o Herr mein Hort,
Den Glauben an dein göttlich Wort,
Um deines Namens willen;
Laß ihn mein Licht auf Erden sein,
Ihn täglich mehr mein Herz erneun
Und mich mit Trost erfüllen!

Ermunterung, die Schrift zu lesen.

Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung genesen,
Christ, so versäume nicht das Wort des Herrn zu lesen;
Bedenke, daß dies Wort das Heil der ganzen Welt,
Den Rath der Seligkeit, den Geist aus Gott enthält!
Merk' auf als ob dir Gott, dein Gott gerufen hätte,
Merk' auf als ob er selbst zu dir vom Himmel redte;
So lies, mit Ehrfurcht lies, mit Lust und mit Vertraun
Und mit dem frommen Ernst, in Gott dich zu erbaun.
Sprich fromm: O Gott, vor dem ich meine Hände falte,
Gib, daß ich dein Gebot für dein Wort ewig halte,
Und laß mich deinen Rath empfindungsvoll verstehn,
Die Wunder am Gesetz, am Wort vom Kreuze sehn! —
Er, aller Wahrheit Gott, kann dich nicht irren lassen.
Lies, Christ, sein heilig Buch, lies oft; du wirst es fassen,
Soviel dein Heil verlangt. Gott ist's, der Weisheit gibt,
Wenn man sie redlich sucht und aus Gewissen liebt.
Lies frei von Leidenschaft und ledig von Geschäften,
Und sammle deinen Geist mit allen seinen Kräften.
Der beste Theil des Tags, des Morgens Heiterkeit,
Und dann der Tag des Herrn, der sei der Schrift geweiht.
Rührt dich ein starker Spruch, so ruf ihn, dir zum Glücke,
Des Tags oft in dein Herz, im stillen oft zurücke,
Empfinde seinen Geist und stärke dich durch ihn
Zum wahren Edelmuth, das Gute zu vollziehn.
Um tugendhaft zu sein, dazu sind wir auf Erden.
Thu was die Schrift gebeut; dann wirst du inne werden,
Die Lehre sei von Gott, die dir verkündigt ist,
Und dann das Wort verstehn, dem du gehorsam bist.
Spricht sie geheimnißvoll, so laß dich dies nicht schrecken.
Ein endlicher Verstand kann Gott nie ganz entdecken,
Gott bleibt unendlich hoch; wenn er sich dir erklärt,
So glaube was er spricht, nicht was dein Witz begehrt.
Sich seines schwachen Lichts bei Gottes Licht nicht schämen,
Ist Ruhm; und die Vernunft alsdann gefangen nehmen,
Wenn Gott sich offenbart, ist der Geschöpfe Pflicht;
Und weise Demuth ist's, das glauben, was Gott spricht.
Drum laß dich, frommer Christ, durch keine Zweifel kränken.
Hier bist du Kind; doch dort wird Gott mehr Licht dir schenken,
Dort wächst mit deinem Glück dein Licht in Ewigkeit,
Dort ist die Zeit des Schauns, und hier des Glaubens Zeit.

Verehre stets die Schrift; und siehst du Dunkelheiten,
So laß dich deinen Freund, der mehr als du sieht, leiten.
Ein forschender Verstand, der sich der Schrift geweiht,
Ein angefochtnes Herz hebt manche Dunkelheit.
Halt fest an Gottes Wort; es ist dein Glück auf Erden
Und wird, so wahr Gott ist, dein Glück im Himmel werden.
Verachte christlich groß des Bibelfeindes Spott;
Die Lehre, die er schmäht, bleibt doch das Wort aus Gott.

Abendlied.

Herr, der du mir das Leben
Bis diesen Tag gegeben,
Dich bet' ich kindlich an;
Ich bin viel zu geringe
Der Treue, die ich singe,
Und die du heut an mir gethan.
Mit dankendem Gemüthe
Freu' ich mich deiner Güte,
Ich freue mich in dir;
Du gibst mir Kraft und Stärke,
Gedeihn zu meinem Werke,
Und schaffst ein reines Herz in mir.
Gott, welche Ruh der Seelen,
Nach deines Worts Befehlen
Einher im Leben gehn;
Auf deine Güte hoffen,
Im Geist den Himmel offen
Und dort den Preis des Glaubens sehn!
Ich weiß, an wen ich glaube,
Und nahe mich im Staube
Zu dir, o Gott, mein Heil!
Ich bin der Schuld entladen,
Ich bin bei dir in Gnaden,
Und in dem Himmel ist mein Theil.
Bedeckt mit deinem Segen,
Eil' ich der Ruh entgegen.
Dein Name sei gepreist!
Mein Leben und mein Ende
Ist dein; in deine Hände
Befehl' ich, Vater, meinen Geist.

Passionslied.

Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken,
Mich in das Meer der Liebe zu versenken,
Die dich bewog, von aller Schuld des Bösen
Uns zu erlösen!
Vereint mit Gott, ein Mensch gleich uns auf Erden
Und bis zum Tod am Kreuz gehorsam werden,
An unsrer Statt gemartert und zerschlagen,
Die Sünde tragen:
Welch wundervoll hochheiliges Geschäfte!
Sinn' ich ihm nach, so zagen meine Kräfte,
Mein Herz erbebt, ich seh' und ich empfinde
Den Fluch der Sünde.
Gott ist gerecht, ein Rächer alles Bösen;
Gott ist die Lieb' und läßt die Welt erlösen:
Dies kann mein Geist mit Schrecken und Entzücken
Am Kreuz erblicken.
Es schlägt den Stolz und mein Verdienst danieder,
Es stürzt mich tief, und es erhebt mich wieder,
Lehrt mich mein Glück, macht mich aus Gottes Feinde
Zu Gottes Freunde.
O Herr, mein Heil, an dessen Blut ich glaube,
Ich liege hier vor dir gebückt im Staube,
Verliere mich mit dankendem Gemüthe
In deine Güte.
Sie übersteigt die menschlichen Gedanken;
Allein sollt' ich darum im Glauben wanken?
Ich bin ein Mensch: darf er sich unterwinden,
Gott zu ergründen?
Das Größt' in Gott ist, Gnad' und Lieb' erweisen;
Uns kömmt es zu, sie demuthsvoll zu preisen,
Zu sehn wie hoch, wenn Gott uns Gnad' erzeiget,
Die Gnade steiget.
Laß deinen Geist mich stets, mein Heiland, lehren,
Dein göttlich Kreuz im Glauben zu verehren;
Daß ich getreu in dem Beruf der Liebe
Mich christlich übe!
Das Gute thun, das Böse fliehn und meiden,
Herr, diese Pflicht lehrt mich dein heilig Leiden;
Kann ich zugleich das Böse mir erlauben
Und an dich glauben?

Da du dich selbst für mich dahingegeben,
Wie könnt' ich noch nach meinem Willen leben
Und nicht vielmehr, weil ich dir angehöre,
Zu deiner Ehre?
Ich sollte nicht, wenn Leiden dieser Erden,
Wenn Kreuz mich trifft, gelassnen Herzens werden,
Da du so viel für uns, die wir's verschuldet,
Liebreich erduldet?
Für welche du dein Leben selbst gelassen,
Wie könnt' ich sie, sie meine Brüder, hassen
Und nicht wie du, wenn sie mich untertreten,
Für sie noch beten?
Ich will nicht Haß mit gleichem Haß vergelten,
Wenn man mich schilt, nicht rächend wiederschelten.
Du Heiliger, du Herr und Haupt der Glieder,
Schaltst auch nicht wieder.
Ein reines Herz gleich deinem edlen Herzen,
Dies ist der Dank für deines Kreuzes Schmerzen;
Und Gott gibt uns die Kraft in deinem Namen,
Dich nachzuahmen.
Unendlich Glück: du littest uns zugute;
Ich bin versöhnt mit deinem theuern Blute,
Du hast mein Heil, da du für mich gestorben,
Am Kreuz erworben!
So bin ich denn schon selig hier im Glauben?
So wird mir nichts, nichts meine Krone rauben?
So werd' ich dort, von Herrlichkeit umgeben,
Einst ewig leben?
Ja, wenn ich stets der Tugend Pfad betrete,
Im Glauben kämpf', im Glauben wach' und bete,
So ist mein Heil schon so gewiß erstrebet,
Als Jesus lebet.
Lockt böse Lust mein Herz mit ihrem Reize,
So schrecke mich dein Wort, das Wort vom Kreuze;
Und werd' ich matt im Laufe guter Werke,
So sei mir's Stärke.
Seh' ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Aergerniß und eine Thorheit werden,
So sei's doch mir, trotz alles frechen Spottes,
Die Weisheit Gottes.
Gott, eile nicht sie rächend zu zerschmettern;
Erbarme dich, wenn einer von den Spöttern
Sich spät bekehrt und den, den er geschmähet,
Um Gnade flehet.

Wenn endlich, Herr, mich meine Sünden kränken,
So laß dein Kreuz mir wieder Ruhe schenken;
Dein Kreuz, dies sei, wenn ich den Tod einst leide,
Mir Fried' und Freude!

In Krankheit.

Ich hab' in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden
Und Freuden ohne Zahl:
So will ich denn gelassen
Mich auch in Leiden fassen;
Welch Leben hat nicht seine Qual?
Ja, Herr, ich bin ein Sünder;
Und stets strafst du gelinder,
Als es der Mensch verdient:
Will ich, beschwert mit Schulden,
Kein zeitlich Weh erdulden,
Das doch zu meinem Besten dient?
Dir will ich mich ergeben,
Nicht meine Ruh, mein Leben
Mehr lieben als den Herrn;
Dir, Gott, will ich vertrauen,
Und nicht auf Menschen bauen,
Du hilfst und du errettest gern.
Laß du mich Gnade finden,
Mich alle meine Sünden
Erkennen und bereun!
Itzt hat mein Geist noch Kräfte;
Sein Heil laß mein Geschäfte,
Dein Wort mir Trost im Leben sein!
Wenn ich in Christo sterbe,
Bin ich des Himmels Erbe;
Was schreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
Vertrau' ich deiner Gnade;
Du, Herr, bist bei mir in der Noth.
Ich will dem Kummer wehren,
Gott durch Geduld verehren,
Im Glauben zu ihm flehn;
Ich will den Tod bedenken:
Der Herr wird alles lenken,
Und was mir gut ist wird geschehn.

Osterlied.

„Freiwillig hab' ich's dargebracht,
Und niemand nimmt mein Leben;
Es selbst zu lassen hab' ich Macht,
Macht, wieder mir's zu geben.
Und darum liebt mein Vater mich,
Daß ich mein Leben lass', und ich
Für meine Feind' es lasse.
„Ich bin in meiner Niedrigkeit
Ein Aergerniß der Erden;
Verschmäht, gegeiselt und verspeit,
Gekreuzigt werd' ich werden.
Wenn alles dies vollendet ist,
So wird des Menschen Sohn, der Christ,
Nicht die Verwesung sehen;
„Weil er sich selbst erniedrigt hat,
So wird ihn Gott erhöhen.
Ich leid' und sterb' an eurer Statt,
Dann werd' ich auferstehen.
Am dritten Tag geh' ich heraus,
Lösch' alle Schmach des Kreuzes aus,
Als Gottes Sohn bewiesen.
„Ich will euch sehn — erfreuet euch —
Euch siegreich wiedersehen,
Euch lehren, meines Vaters Reich
Und hohen Rath verstehen,
Euch den verheißnen Geist verleihn;
Und ihr sollt meine Zeugen sein,
Daß ich vom Tod erstanden.
„Geht hin und lehret alle Welt,
Ich bin des Weibes Samen,
Der Samen Abraham's, der Held;
Und tauft in meinem Namen.
Wer an Gott gläubt, gläubt auch an mich.
Thut Wunder, und beweist, daß ich
Zur Rechten Gottes sitze.
„Kämpft für mein Evangelium,
Und freuet euch der Leiden.
Kein Engel und kein Fürstenthum,
Nichts soll euch von mir scheiden.
Man wird euch hassen und euch schmähn,
Euch tödten; dennoch soll's geschehn,
Daß eure Lehre sieget."

Herr unser Heil, sie hat gesiegt
Und siegt in allen Landen
Und zeuget, daß dein Wort nicht trügt,
Und zeugt, du bist erstanden.
Dein Kreuz, an das man dich erhöht,
Verwandelt sich in Majestät;
Du gehst aus deinem Grabe.
Gehaßt in deiner Niedrigkeit
Warst du ein Ziel des Spottes,
Und zeigtest doch zu gleicher Zeit
An dir die Hoheit Gottes.
Dein Kreuz schien zwar der Welt ein Greul;
Doch sterben für der Feinde Heil,
Dies ist die höchste Tugend.
Dein Reich war nicht von dieser Welt,
Dein Ruhm nicht Menschenehre;
An Demuth groß, an Lieb' ein Held,
Und göttlich in der Lehre,
Geduldig, und von Sünden rein,
Gehorsam bis zum Kreuze sein:
Dies war des Heilands Größe.
Du starbst am Kreuz. Doch war dir nicht
Die Kraft des Herrn gegeben?
Wer gab den Blinden das Gesicht,
Den Todten selbst das Leben?
Und wem gehorchte Wind und Meer,
Und wem der bösen Geister Heer?
Du warst von Gott gekommen.
Nun irren mich nicht Schmach und Spott
Noch deines Kreuzes Schanden.
Du bist mein Herr, du bist mein Gott;
Denn du bist auferstanden.
Du bist mein Heil, mein Fels, mein Hort,
Der Herr, durch dessen mächtig Wort
Auch ich einst ewig lebe.
Wir sind nun göttlichen Geschlechts,
Durch dich des Himmels Erben;
Dies ist die Hoffnung deines Knechts,
In dieser will ich sterben.
Wie du vom Tod erstanden bist,
So werd' auch ich, Herr Jesu Christ,
Am Jüngsten Tag erstehen.

Vertrauen auf Gottes Vorsehung.

Auf Gott, und nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glücke bauen
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

Er sah von aller Ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde,
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz?
Ist auch ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre?

Gott kennet was mein Herz begehrt
Und hätte was ich bitte
Mir gnädig, eh ich's bat, gewährt,
Wenn's seine Weisheit litte.
Er sorgt für mich
Stets väterlich.
Nicht was ich mir ersehe,
Sein Wille der geschehe!

Ist nicht ein ungestörtes Glück
Weit schwerer oft zu tragen,
Als selbst das widrige Geschick,
Bei dessen Last wir klagen?
Die größte Noth
Hebt doch der Tod;
Und Ehre, Glück und Habe
Verläßt mich doch im Grabe.

An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt Gott es keinem fehlen;
Gesundheit, Ehre, Glück und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer Gottes Rath
Vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewissen
Die Trübsal auch versüßen.

Was ist des Lebens Herrlichkeit!
Wie bald ist sie verschwunden!
Was ist das Leiden dieser Zeit!
Wie bald ist's überwunden!
Hofft auf den Herrn,
Er hilft uns gern;
Seid fröhlich, ihr Gerechten,
Der Herr hilft seinen Knechten.

Wider den Geiz.

Wohl dem, der bessre Schätze liebt
Als Schätze dieser Erden;
Wohl dem, der sich mit Eifer übt,
An Tugend reich zu werden,
Und in dem Glauben, deß er lebt,
Sich über alle Welt erhebt!

Wahr ist, es Gott verwehrt uns nicht,
Hier Güter zu besitzen;
Er gab sie uns und auch die Pflicht,
Mit Weisheit sie zu nützen;
Sie dürfen unser Herz erfreun
Und unsers Fleißes Antrieb sein.

Doch nach den Gütern dieser Zeit
Mit ganzer Seele schmachten,
Nicht erst nach der Gerechtigkeit
Und Gottes Reiche trachten:
Ist dieses eines Menschen Ruf,
Den Gott zur Ewigkeit erschuf?

Der Geiz erniedrigt unser Herz,
Erstickt die edlern Triebe;
Die Liebe für ein schimmernd Erz
Verdrängt der Tugend Liebe
Und machet, der Vernunft zum Spott,
Ein elènd Gold zu deinem Gott.

Der Geiz, so viel er an sich reißt,
Läßt dich kein Gut genießen;
Er quält durch Habsucht deinen Geist
Und tödtet dein Gewissen
Und reißt durch schmeichelnden Gewinn
Dich blind zu jedem Frevel hin.

Um wenig Vortheil wird er schon
Aus dir mit Meineid sprechen,
Dich zwingen, der Arbeiter Lohn
Unmenschlich abzubrechen;
Er wird in dir der Witwen Flehn,
Der Waisen Thränen widerstehn.
Wie könnt' ein Herz vom Geize hart
Der Wohlthat Freuden schmecken
Und in des Unglücks Gegenwart
Den Ruf zur Hülf' entdecken?
Und wo ist eines Standes Pflicht,
Die nicht der Geiz entehrt und bricht?
Du bist ein Vater: und aus Geiz
Entziehst du dich den Kindern
Und lässest dich des Goldes Reiz,
Ihr Herz zu bilden, hindern,
Und glaubst, du habst sie wol bedacht,
Wenn du sie reich wie dich gemacht.
Du hast ein richterliches Amt:
Und du wirst dich erfrechen,
Die Sache, die das Recht verdammt,
Aus Habsucht recht zu sprechen,
Und selbst der Tugend größter Feind
Erkauft an dir sich einen Freund.
Gewinnsucht raubt dir Muth und Geist,
Die Wahrheit frei zu lehren;
Du schweigst, wenn sie dich reden heißt,
Ehrst, wo du nicht sollst ehren,
Und wirst um ein verächtlich Geld
Ein Schmeichler und die Pest der Welt.
Erhalte mich, o Gott, dabei,
Daß ich mir gnügen lasse,
Geiz ewig als Abgötterei
Von mir entfern' und hasse!
Ein weises Herz und guter Muth
Sei meines Lebens größtes Gut!

Allgemeines Gebet.

Ich komme vor dein Angesicht,
Verwirf, o Gott, mein Flehen nicht:
Vergib mir alle meine Schuld,
Du Gott der Gnaden und Geduld!

Schaff' du ein reines Herz in mir,
Ein Herz voll Lieb' und Furcht zu dir,
Ein Herz voll Demuth, Preis und Dank,
Ein ruhig Herz mein Leben lang.
Sei mein Beschützer in Gefahr!
Ich harre deiner immerdar;
Ist wol ein Uebel, das mich schreckt,
Wenn deine Rechte mich bedeckt?
Ich bin ja, Herr, in deiner Hand.
Von dir empfing ich den Verstand;
Erhalt ihn mir, o Herr mein Hort,
Und stärk' ihn durch dein göttlich Wort.
Laß, deines Namens mich zu freun,
Ihn stets vor meinen Augen sein;
Laß, meines Glaubens mich zu freun,
Ihn stets durch Liebe thätig sein.
Das ist mein Glück was du mich lehrst;
Das sei mein Glück, daß ich zuerst
Nach deinem Reiche tracht' und treu
In allen meinen Pflichten sei.
Ich bin zu schwach aus eigner Kraft
Zum Siege meiner Leidenschaft:
Du aber ziehst mit Kraft mich an,
Daß ich den Sieg erlangen kann.
Gib von den Gütern dieser Welt
Mir, Herr, so viel als dir gefällt;
Gib deinem Knecht ein mäßig Theil,
Zu seinem Fleiße Glück und Heil.
Schenkt deine Hand mir Ueberfluß,
So laß mich mäßig im Genuß
Und, dürft'ge Brüder zu erfreun,
Mich einen frohen Geber sein.
Gib mir Gesundheit und verleih,
Daß ich sie nütz' und dankbar sei
Und nie aus Liebe gegen sie
Mich zaghaft einer Pflicht entzieh'.
Erwecke mir stets einen Freund,
Der's treu mit meiner Wohlfahrt meint,
Mit mir in deiner Furcht sich übt,
Mir Rath und Trost und Beispiel gibt.
Bestimmst du mir ein längres Ziel,
Und werden meiner Tage viel:
So laß, Gott meine Zuversicht,
Verlaß mich auch im Alter nicht.

Und wird sich einst mein Ende nahn,
So nimm dich meiner herzlich an
Und sei durch Christum, deinen Sohn,
Mein Schirm, mein Schild und großer Lohn!

Trost eines schwermüthigen Christen.

Du klagst, o Christ, in schweren Leiden
Und seufzest, daß der Geist der Freuden
Von dir gewichen ist;
Du klagst und rufst: Herr, wie so lange!
Und Gott verzeucht, und dir wird bange
Daß du von Gott verlassen bist.
Sind meine Sünden mir vergeben,
Hat Gott mir Sünder Heil und Leben
In seinem Sohn verliehn:
Wo sind denn seines Geistes Triebe?
Warum empfind' ich nicht die Liebe
Und hoffe nicht getrost auf ihn?
Mühselig, sprichst du, und beladen
Hör' ich den Trost vom Wort der Gnaden,
Und ich empfind' ihn nicht,
Bin abgeneigt vor Gott zu treten,
Ich bet', und kann nicht gläubig beten,
Ich denke Gott, doch ohne Licht.
Sonst war mir's Freude, seinen Willen
Von ganzem Herzen zu erfüllen,
Sein Wort war mir gewiß;
Jetzt kann ich's nicht zu Herzen fassen,
Denn meine Kraft hat mich verlassen,
Und meinen Geist deckt Finsterniß.
Oft fühl' ich Zweifel, die mich quälen,
Heul' oft vor Unruh meiner Seelen,
Und meine Hülf' ist fern;
Ich suche Ruh, die ich nicht finde;
In meinem Herzen wohnt nur Sünde,
Nur Unmuth, keine Furcht des Herrn.
Zag' nicht, o Christ; denn deine Schmerzen
Sind sichre Zeugen bessrer Herzen,
Als dir das deine scheint;
Wie könntest du dich so betrüben,

Daß dir die Kraft fehlt Gott zu lieben,
Wär' nicht dein Herz mit ihm vereint?
Kein Mensch vermag Gott zu erkennen,
Noch Jesum einen Herrn zu nennen,
Als durch den heil'gen Geist.
Hast du nicht diesen Geist empfangen?
Er ist's, der dich nach Gott verlangen
Und sein Erbarmen suchen heißt.
Vertrau auf Gott. Er wohnt bei denen,
Die sich nach seiner Hülfe sehnen,
Er kennt und will dein Glück;
Er höret deines Weinens Stimme,
Verbirgt er gleich in seinem Grimme
Sich einen kleinen Augenblick.
Gott ließ so manchen seiner Frommen
In dies Gefühl des Elends kommen,
Und stund ihm mächtig bei;
Du sollst dein Nichts erkennen lernen,
Sollst das Vertraun auf dich entfernen
Und sehn was Gottes Gnade sei.
Vor Sicherheit dich zu bewahren,
Läßt er dich seine Streng' erfahren
Und schickt dir diese Last;
Er reinigt dich wie Gold im Feuer,
Macht dir das Heil der Seele theuer,
Damit du haltest was du hast.
So wie ein Vater über Kinder
Erbarmet Gott sich über Sünder,
Die seinen Namen scheun.
Dein Seufzen ist ihm nicht verborgen;
So fern der Abend ist vom Morgen,
Läßt er von dir die Sünde sein.
Zwar ist um Trost dir itzo bange,
Denn alle Züchtigung, solange
Sie da ist, scheint uns hart;
Doch nachmals wird sie friedsam geben
Frucht der Gerechtigkeit und Leben
Dem, der durch sie geübet ward.
Fahr fort zu beten und zu wachen!
Gott ist noch mächtig in den Schwachen,
Ist Güte für und für.
Laß dir an seiner Gnade gnügen!
Sein Wort ist wahr und kann nicht trügen:
Ich stärke dich, ich helfe dir.

Auf, fasse dich in deinen Nöthen,
Sprich: Wollte mich der Herr auch tödten,
So harr' ich dennoch sein;
Mir bleibt das Erbtheil der Erlösten,
Und will mich Gott nicht eher trösten,
Wird er mich doch im Tod erfreun.

Osterlied.

Jesus lebt, mit ihm auch ich:
Tod, wo sind nun deine Schrecken?
Er, er lebt und wird auch mich
Von den Todten auferwecken,
Er verklärt mich in sein Licht:
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, ihm ist das Reich
Ueber alle Welt gegeben;
Mit ihm werd' auch ich zugleich
Ewig herrschen, ewig leben;
Gott erfüllt was er verspricht:
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt; wer nun verzagt,
Lästert ihn und Gottes Ehre.
Gnade hat er zugesagt,
Daß der Sünder sich bekehre;
Gott verstößt in Christo nicht:
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt; sein Heil ist mein,
Sein sei auch mein ganzes Leben!
Reines Herzens will ich sein
Und den Lüsten widerstreben.
Er verläßt den Schwachen nicht:
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt; ich bin gewiß,
Nichts soll mich von Jesu scheiden,
Keine Macht der Finsterniß,
Keine Herrlichkeit, kein Leiden.
Er gibt Kraft zu dieser Pflicht:
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt; nun ist der Tod
Mir der Eingang in das Leben.

Welchen Trost in Todesnoth
Wird er meiner Seele geben,
Wenn sie gläubig zu ihm spricht:
Herr, Herr meine Zuversicht!

Betrachtung des Todes.

Wie sicher lebt der Mensch, der Staub!
Sein Leben ist ein fallend Laub;
Und dennoch schmeichelt er sich gern,
Der Tag des Todes sei noch fern.
Der Jüngling hofft des Greises Ziel,
Der Mann noch seiner Jahre viel,
Der Greis zu vielen noch ein Jahr,
Und keiner nimmt den Irrthum wahr.
Sprich nicht: Ich denk' in Glück und Noth
Im Herzen oft an meinen Tod.
Der, den der Tod nicht weiser macht,
Hat nie mit Ernst an ihn gedacht.
Wir leben hier zur Ewigkeit,
Zu thun was uns der Herr gebeut;
Und unsers Lebens kleinster Theil
Ist eine Frist zu unserm Heil.
Der Tod rückt Seelen vor Gericht;
Da bringt Gott alles an das Licht
Und macht, was hier verborgen war,
Den Rath der Herzen offenbar.
Drum da dein Tod dir täglich dräut,
So sei doch wacker und bereit;
Prüf' deinen Glauben als ein Christ,
Ob er durch Liebe thätig ist.
Ein Seufzer in der letzten Noth,
Ein Wunsch, durch des Erlösers Tod
Vor Gottes Thron gerecht zu sein,
Dies macht dich nicht von Sünden rein.
Ein Herz, das Gottes Stimme hört,
Ihr folgt und sich vom Bösen kehrt,
Ein gläubig Herz, von Lieb' erfüllt,
Dies ist es, was in Christo gilt.
Die Heiligung erfordert Müh;
Du wirkst sie nicht, Gott wirket sie;
Du aber ringe stets nach ihr,
Als wäre sie ein Werk von dir.

Der Ruf des Lebens, das du lebst,
Dein höchstes Ziel, nach dem du strebst,
Und deiner Tage Rechenschaft
Ist Tugend in des Glaubens Kraft.
Ihr alle seine Tage weihn,
Heißt eingedenk des Todes sein;
Und wachsen in der Heiligung
Ist wahre Todserinnerung.
Wie oft vergess' ich diese Pflicht!
Herr, geh mit mir nicht ins Gericht;
Drück' selbst des Todes Bild in mich,
Daß ich dir wandle würdiglich;
Daß ich mein Herz mit jedem Tag
Vor dir, o Gott, erforschen mag,
Ob Liebe, Demuth, Fried' und Treu,
Die Frucht des Geistes, in ihm sei;
Daß ich zu dir um Gnade fleh',
Stets meiner Schwachheit widersteh,
Und einstens in des Glaubens Macht
Mit Freuden ruf': Es ist vollbracht!

Um Ergebung in den göttlichen Willen.

O Herr mein Gott, durch den ich bin und lebe,
Gib, daß ich mich in deinen Rath ergebe;
Laß ewig deinen Willen mein,
Und was du thust mir theuer sein!
Du, du regierst, bist Weisheit, Lieb' und Stärke;
Du, Herr, erbarmst dich aller deiner Werke:
Was zag' ich einen Augenblick?
Du bist mein Gott und willst mein Glück.
Von Ewigkeit hast du mein Los entschieden;
Was du bestimmst, das dient zu meinem Frieden;
Du wogst mein Glück, du wogst mein Leid,
Und was du schickst, ist Seligkeit.
Gefällt es dir, so müsse keine Plage
Sich zu mir nahn, gib mir zufriedne Tage;
Allein verwehrt's mein ewig Heil,
So bleibe nur dein Trost mein Theil.
Du gibst aus Huld uns dieser Erde Freuden,
Aus gleicher Huld verhängst du unsre Leiden;

Ist nur mein Weh nicht meine Schuld,
So zag' ich nicht. Du gibst Geduld.
    Soll ich ein Glück, das du mir gabst, verlieren,
Und willst du, Gott, mich rauhe Wege führen:
So wirst du, denn du hörst mein Flehn,
Mir dennoch eine Hülf' ersehn.
    Vielleicht muß ich nach wenig Tagen sterben;
Herr, wie du willst! Soll ich den Himmel erben,
Und dieser ist im Glauben mein,
Wie kann der Tod mir schrecklich sein?

Am neuen Jahre.

    Er ruft der Sonn' und schafft den Mond,
Das Jahr danach zu theilen;
Er schafft es, daß man sicher wohnt,
Und heißt die Zeiten eilen;
Er ordnet Jahre, Tag und Nacht:
Auf, laßt uns ihm, dem Gott der Macht,
Ruhm, Preis und Dank ertheilen!
    Herr, der da ist und der da war,
Von dankerfüllten Zungen
Sei dir für das verflossne Jahr
Ein heilig Lied gesungen,
Für Leben, Wohlfahrt, Trost und Rath,
Für Fried' und Ruh, für jede That,
Die uns durch dich gelungen!
    Laß uns dies Jahr gesegnet sein,
Das du uns neu gegeben;
Verleih uns Kraft, die Kraft ist dein,
In deiner Furcht zu leben!
Du schützest uns und du vermehrst
Der Menschen Glück, wenn sie zuerst
Nach deinem Reiche streben.
    Gib mir, wofern es dir gefällt,
Des Lebens Ruh und Freuden;
Doch schadet mir das Glück der Welt,
So gib mir Kreuz und Leiden.
Nur stärke mit Geduld mein Herz,
Und laß mich nicht in Noth und Schmerz
Die Glücklichern beneiden.
    Hilf deinem Volke väterlich
In diesem Jahre wieder;

Erbarme der Verlassnen dich
Und der bedrängten Glieder;
Gib Glück zu jeder guten That,
Und laß dich, Gott, mit Heil und Rath
Auf unsern Fürsten nieder!
Daß Weisheit und Gerechtigkeit
Auf seinem Stuhle throne;
Daß Tugend und Zufriedenheit
In unserm Lande wohne;
Daß Treu und Liebe bei uns sei:
Dies, lieber Vater, dies verleih
In Christo, deinem Sohne!

Der Schutz der Kirche.

Wenn Christus seine Kirche schützt,
So mag die Hölle wüthen;
Er, der zur Rechten Gottes sitzt,
Hat Macht, ihr zu gebieten.
Er ist mit Hülfe nah;
Wenn er gebeut, steht's da.
Er schützet seinen Ruhm
Und hält das Christenthum;
Mag doch die Hölle wüthen!
Gott sieht die Fürsten auf dem Thron
Sich wider ihn empören,
Denn den Gesalbten, seinen Sohn,
Den wollen sie nicht ehren;
Sie schämen sich des Worts
Des Heilands, unsers Horts,
Sein Kreuz ist selbst ihr Spott;
Doch ihrer lachet Gott,
Sie mögen sich empören!
Der Frevler mag die Wahrheit schmähn:
Uns kann er sie nicht rauben;
Der Unchrist mag ihr widerstehn:
Wir halten fest am Glauben.
Gelobt sei Jesus Christ!
Wer hier sein Jünger ist,
Sein Wort von Herzen hält,
Dem kann die ganze Welt
Die Seligkeit nicht rauben.

Auf, Christen, die ihr ihm vertraut,
Laßt euch kein Drohn erschrecken;
Der Gott, der von dem Himmel schaut,
Wird uns gewiß bedecken.
Der Herr Herr Zebaoth
Hält über sein Gebot,
Gibt uns Geduld in Noth
Und Kraft und Muth im Tod:
Was will uns denn erschrecken?

Trost des ewigen Lebens.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit;
Dort, dort verwandelt sich die Klage
In göttliche Zufriedenheit.
Hier übt die Tugend ihren Fleiß,
Und jene Welt reicht ihr den Preis.

Wahr ist's, der Fromme schmeckt auf Erden
Schon manchen sel'gen Augenblick:
Doch alle Freuden, die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkommnes Glück,
Er bleibt ein Mensch, und seine Ruh
Nimmt in der Seele ab und zu.

Bald stören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräusche dieser Welt,
Bald kämpft in seinem eignen Herzen
Ein Feind, der öfter siegt als fällt,
Bald sinkt er durch der Nächsten Schuld
In Kummer und in Ungeduld.

Hier, wo die Tugend öfters leidet,
Das Laster öfters glücklich ist,
Wo man den Glücklichen beneidet
Und des Bekümmerten vergißt:
Hier kann der Mensch nie frei von Pein,
Nie frei von eigner Schwachheit sein.

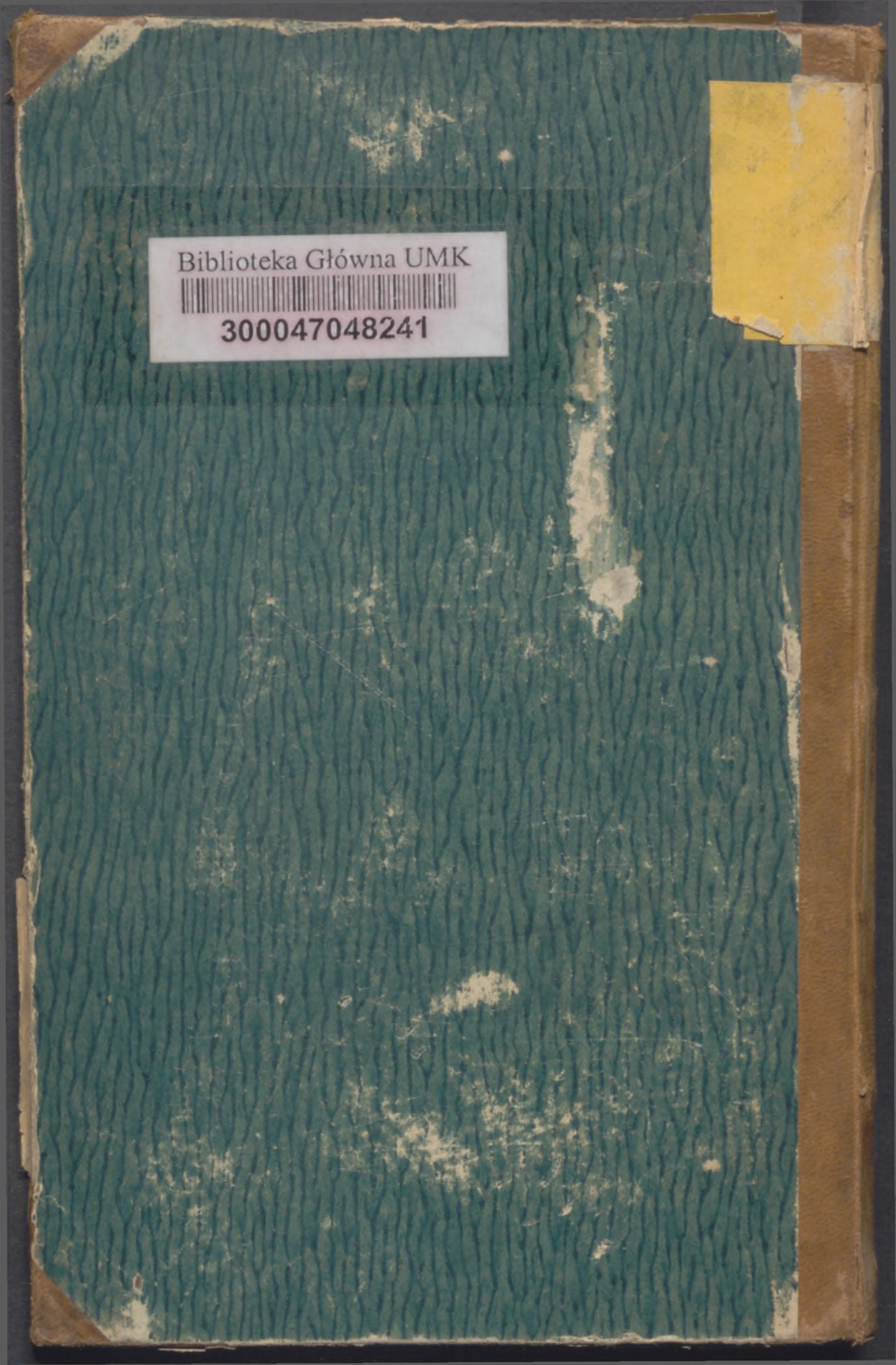
Hier such' ich's nur; dort werd' ich's finden,
Dort werd' ich heilig und verklärt
Der Tugend ganzen Werth empfinden,
Den unaussprechlich großen Werth.
Den Gott der Liebe werd' ich sehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.

Da wird der Vorsicht heil'ger Wille
Mein Will' und meine Wohlfahrt sein,
Und lieblich Wesen, Heil die Fülle
Am Throne Gottes mich erfreun;
Dann läßt Gewinn stets auf Gewinn
Mich fühlen, daß ich ewig bin.
Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah,
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah;
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang.
Da werd' ich zu dem Throne dringen,
Wo Gott, mein Heil, sich offenbart;
Ein Heilig, Heilig, Heilig! singen
Dem Lamme, das erwürget ward;
Und Cherubim und Seraphim
Und alle Himmel jauchzen ihm.
Da werd' ich in der Engel Scharen
Mich ihnen gleich und heilig sehn,
Das nie gestörte Glück erfahren,
Mit Frommen stets fromm umzugehn;
Da wird durch jeden Augenblick
Ihr Heil mein Heil, mein Glück ihr Glück.
Da werd' ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu millionenmalen
Noch segnen, daß er mir ihn wies;
Da find' ich in des Höchsten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand.
Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei dir, denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du! —
O Gott, wie muß dies Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!
Was seid ihr, Leiden dieser Erden,
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbart an uns soll werden
Von Ewigkeit zu Ewigkeit;
Wie nichts, wie gar nichts gegen sie
Ist doch ein Augenblick voll Müh!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.






Biblioteka Główna UMK
300047048241